



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Umkämpfte Identitäten?!
Junge WienerInnen mit arabischem
Migrationshintergrund und der „Arabische Frühling“

Verfasserin

Larissa Pompe

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt: Individuelles Diplomstudium Internationale Entwicklung

Betreuer: Dr. Helmuth Hartmeyer

Inhaltsverzeichnis

Vielen Dank!	5
1 Einleitung	6
1.1 Explikation des Forschungsinteresses	7
1.2 Zum arabischen Transformationsprozess 2011	8
1.3 Forschungsfragen	9
2 Wissenschaftliche Methode	10
2.1 Methodologische Vorüberlegungen	10
2.2 Forschungsdesign	11
2.3 Auswahl der Interview-Partnerinnen	12
2.4 Interview-Durchführung	12
2.5 Interpretation des Textmaterials	13
2.6 Standardisierung, Kontrolle und Generalisierung	14
3 Identität	16
3.1 Identitätskonzepte im Wandel der Zeit	16
3.2 Umkämpfte Identität!? – ein Definitionsversuch	18
3.3 Kollektive Gruppen als Möglichkeit zur Zugehörigkeit oder Abgrenzungen	20
3.3.1 Nationale Gemeinschaft	20
3.3.2 Politisches Selbstverständnis	21
3.3.3 Geschlechtsspezifische Identität	24
3.3.4 Religiöse Gruppen	25
3.3.5 Ethnische Gruppen	26
3.3.6 Anmerkung zu Hybridität	27
3.4 Zusammenfassung zu Identität	28
4 Gesellschaftliche Bedingungen von Identitätsprozessen bei MigrantInnen	31
4.1 Repräsentation von MigrantInnen im Aufnahmeland	31
4.2 Verbindungen von MigrantInnen zum Herkunftsland	34
4.3 Zusammenfassung zu gesellschaftliche Bedingungen	36
5 Identitätsprozesse	38
5.1 Gleiten der Signifikanten	38

5.2	Subjektpositionen	39
5.3	Selbstpräsentation	41
5.4	Zusammenfassung zu Identitätsprozessen.....	42
6	Eigene Konzeption von Identität.....	44
7	Empirie-Teil	45
7.1	Durchführung der empirischen Forschung	45
7.1.1	Auswahl und Beschreibung des Samplings	45
7.1.2	Zugang zum Feld.....	46
7.1.3	Interview-Durchführung.....	46
7.2	Analyse des Textmaterials	48
7.2.1	Codierung	48
7.2.2	Auswertung.....	50
7.2.2.1	Politisches Selbstverständnis.....	50
7.2.2.1.1	Politisches Engagement seit dem Arabischen Frühling.....	50
7.2.2.1.2	Vernetzung, Kontakte	53
7.2.2.1.3	Zusammenfassung zum politischen Selbstverständnis	54
7.2.2.2	Kollektive Gruppen.....	55
7.2.2.2.1	Selbstbeschreibung.....	55
7.2.2.2.2	AraberInnen.....	55
7.2.2.2.3	Nationalität.....	56
7.2.2.2.4	Zweite Generation	57
7.2.2.2.5	Religion	58
7.2.2.2.6	Gender	58
7.2.2.2.7	Zusammenfassung zu kollektiven Gruppen.....	60
7.2.2.3	Gesellschaftliche Aspekte in Österreich	61
7.2.2.3.1	Ablehnung produzierende Ereignisse	61
7.2.2.3.2	Anerkennung stiftende Ereignisse.....	65
7.2.2.3.3	Zusammenfassung zu gesellschaftlichen Aspekten in Österreich.....	67
8	Interpretation	68
8.1	Identitätsprozesse bei WienerInnen mit arabischen Wurzeln	68
8.1.1	Zugehörigkeit oder Abgrenzung.....	68
8.1.2	Dominierende Subjektpositionen	68
8.1.3	Mehrfache kulturelle Zugehörigkeit	69
8.1.4	Gesellschaftliche Ablehnung & Subjektpositionen	71
8.2	Arabischer Frühling und gesellschaftliche Repräsentation.....	72
8.2.1	Anrufung	73

8.2.2	Zum politischen Selbstverständnis	73
8.2.3	Politische Kompetenzen.....	74
8.2.4	Nationalität	76
8.2.5	Transnationales politisches Netzwerk als Positionierung.....	77
8.2.6	Ereignisse gesellschaftlicher Anerkennung.....	78
8.2.7	Auswirkungen auf das gesellschaftliche Repräsentationsregime.....	79
8.3	Ergebnis.....	80
9	Schlussbetrachtung	82
10	Bibliographie	84
11	Anhang	90
11.1	Zusammenfassung	90
11.2	Abstract	92
11.3	Lebenslauf	93

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Interview-Leitfaden.....	47
Tabelle 2:	Codierleitfaden	48
Tabelle 3:	Ausprägungen der Hauptkategorien.....	50

Vielen Dank!

Mein Dank gilt Herrn Dr. Hartmeyer für die Betreuung dieser Arbeit, seinen hilfreichen Rückmeldungen und seinem Engagement.

Meine Interview-PartnerInnen ermöglichten mir diese Arbeit. Vielen Dank für die aufgewendete Zeit und die Bereitschaft, mir Einblicke in ihr Leben zu gewähren. Danke auch an Meral für die vielen Kontakte.

Außerdem möchte ich mich bei meinen Eltern bedanken, die mir dieses Studium ermöglicht und mich immer darin bestärkt haben.

Zu besonderem Dank bin ich meinem Freund Markus Rieder verpflichtet, der mich während des ganzen Prozesses sehr unterstützt hat. Auch in schwierigen Phasen konnte ich mich auf ihn verlassen.

1 Einleitung

„Aus objektiven Gründen, über die ich keine Verfügungsgewalt hatte, wuchs ich als Araber mit westlicher Erziehung und Bildung auf. Seit ich nachdenken kann, habe ich gespürt, daß ich beiden Welten angehöre, ohne vollständig in der einen oder der anderen heimisch zu sein. (...) Die Zugehörigkeit zu beiden Seiten der imperialen Wasserscheide befähigt einen, sie leichter zu verstehen. (...) Gleichzeitig hat es wohl in mir das Gefühl wach gehalten, daß ich mehr als einer Gruppe und mehr als einer Geschichte angehöre.“ (Said 1994: 31)

Dieses Zitat steht für eine Reihe von AutorInnen, die mit Marcharts Worten „zwischen die Kulturen geraten sind“ (2008: 29) und dadurch neue Theorien entwickeln konnten, da sie einen anderen Blick auf die Dinge hatten als andere Wissenschaftstreibende. In meiner Arbeit möchte ich diese Perspektive verfolgen und mich mit Identitätsprozessen von Wiener MigrantInnen im Kontext des Arabischen Frühlings auseinandersetzen, die, wie Said, mehr als einer Gruppe und Geschichte angehören.

Die Bilder der Ereignisse des 11. Februar 2011 gingen um die Welt, als der Präsident Ägyptens Hosni Mubarak nach 30 Jahren sein Amt niederlegte und aus Kairo floh. Die Bilder der Menschenmassen auf dem Tahrir Platz wurden zum Inbegriff einer Revolution im 21. Jahrhundert und stießen Demonstrationen auf der ganzen Welt an, sei es die „Occupy Bewegung“ auf der Wall Street, „Stuttgart 21 – GegnerInnen“ in Deutschland oder der „Aufstand der Empörten“ in Spanien. In der arabischen Welt kam es in Tunesien, Ägypten, Jemen und Libyen nach langen Regierungszeiten autokratischer Herrscher zu Systemwechseln, die zum heutigen Tage noch nicht abgeschlossen und somit ergebnisoffen sind. Solche herausragende politische Ereignisse, die auch als Revolutionen bezeichnet werden, können nun Auswirkungen auf Identitätsprozesse von Individuen haben, da sie Identifikationsquellen und Möglichkeiten der Zugehörigkeit darstellen. Revolutionen sind nämlich nach Kaelble (2002: 14) als Phasen der Verdichtung öffentlicher Kommunikation die Hauptgeneratoren von kollektiven Identitäten. Mein Zugang in dieser Arbeit ist, diesen Prozess durch die weiter entfernte Perspektive der ägyptischen und tunesischen Community in Wien zu untersuchen

und zu klären, ob sich ein durch die Ereignisse angestoßener Identitätsprozess bei deren Mitgliedern verfolgen lässt und, ob dies Auswirkungen auf deren Repräsentation in der österreichischen Gesellschaft hat. Für die Klärung dieser Fragen werden kollektive Zugehörigkeiten, das politische Selbstverständnis und politische Kompetenzen der angesprochenen Personengruppe sowie anerkennende und ablehnende gesellschaftliche Ereignisse untersucht. Zu Beginn der Arbeit möchte ich mein Forschungsvorhaben methodisch erläutern und meine Methodik darlegen. Als nächstes werde ich meinen Zugang zu Identität erklären und deren verschiedene Dimensionen erläutern. Auch gesellschaftliche Bedingungen von Identitätsprozessen werden dabei erwähnt. Danach folgt eine tiefere Auseinandersetzung mit den verschiedenen Prozessen von Identitätsverhandlungen. Schließlich folgt der empirische Teil der Arbeit, in dem ich näher auf die Durchführung und die Analyse der Interviews eingehen werde. Als Analyserahmen dienen dabei kollektive Zugehörigkeiten, politisches Selbstverständnis und politische Kompetenzen. Nach der Zusammenführung meiner empirischen Analyse und den Konzepten der verwendeten Theorie, führen am Ende die Ergebnisse meiner Forschung zur Klärung der Frage, ob und wie sich der arabische Frühling auf Identitätsprozesse junger Wienerinnen mit arabischen Hintergrund ausgewirkt hat und, ob sich dies auch auf die gesellschaftliche Repräsentation niedergeschlagen hat.

1.1 Explikation des Forschungsinteresses

Ich möchte in meiner Arbeit den Arabischen Frühling auf seine Bedeutung für Identitätsprozesse junger WienerInnen mit arabischem Background untersuchen. Das Ziel meiner Arbeit wird sein, den Zusammenhang zwischen globalen politischen Ereignissen, lokalen Identitäten von MigrantInnen und der Aufnahmegesellschaft aufzuzeigen. Somit wird ein globaler Blickwinkel auf Identitätsprozesse bei MigrantInnen angewendet, der nicht an der Mehrheitsgesellschaft ausgerichtet ist, sondern an Ereignissen, die in den Herkunftsländern geschehen. Die Zusammenhänge zwischen politischen Ereignissen und gesellschaftlicher Repräsentation sowie zwischen

Identitätsprozessen und gesellschaftlicher Anerkennung stehen dabei im Fokus meiner Arbeit. Zudem stellen die aktuellen politischen Entwicklungen in der arabischen Welt ein neues soziales Phänomen dar, dessen weitreichende Auswirkungen auch auf europäische Länder weder politisch abzuzeichnen sind noch wissenschaftlich ausreichend untersucht wurden.

1.2 Zum arabischen Transformationsprozess 2011

Am 17. 12. 2010 löste ein Selbstmord in Tunesien eine Welle politischer Transformationen in der Region des mittleren Ostens und Nordafrikas aus. Diese sogenannte „Arabische Welt“ bezieht sich auf 21 Länder in der Region zwischen Atlantik und Persischem Golf, die Arabisch als offizielle Sprache haben (vgl. Karam 2000: 65). Es sei darauf hingewiesen, dass zwischen und innerhalb dieser Länder große Unterschiede bestehen und der Terminus nicht homogenisierend verstanden werden soll. Die Selbstverbrennung eines Straßenhändlers führte nun zu Protesten der tunesischen Bevölkerung, da die Tat die Verzweiflung über die politische Situation im Land ausdrückte. Nicht einmal einen Monat später floh der Machthaber Tunesiens Zine El-Abidine Ben Ali angesichts der anhaltenden Demonstrationen, auf deren Seite sich auch das Militär geschlagen hatte (vgl. Harrer 2011: 8). In der Folge „erlebte die arabische Welt einen epochalen Wandel wie Osteuropa seit 1989“ (Lüders 2011: 9). Zwischen Oman und Marokko kam es 2011 zu den unterschiedlichsten Protesten und politischen Umbrüchen. Allen gemeinsam war, dass die Bevölkerung ein Zeichen gegen Armut, Korruption, Repression und mangelnde Perspektiven setzte und Menschen jeden Alters und jeder sozialen Schicht öffentlich für Werte wie Freiheit, Gerechtigkeit und Würde eintraten (vgl. Lüders 2011: 10). In Ländern wie Tunesien, Ägypten, Libyen und Jemen kam es zum Wechseln der Regime, in Syrien dauert dieser Kampf aktuell noch an. Wohin diese Umbrüche führen werden, und ob es ein Weg zu demokratischen Verhältnissen sein wird, bleibt derzeit ungeklärt. Nach Lüders (2011: 12) verwende ich die Ausdrücke Revolution, Aufstand, Arabischer Frühling, Umbruch und Transformationen synonym, da die Ereignisse so komplex und

ergebnisoffen sind, dass man in der Forschung zu keiner Begriffsdefinition gelangt ist.

1.3 Forschungsfragen

Wie gestalten sich generell Aushandlungsprozesse von Identität bei MigrantInnen und welche Rolle spielt dabei eine gesellschaftliche Anerkennung?

Hatte der Arabische Frühling 2011 Einfluss auf Identitätsprozesse junger WienerInnen mit arabischem Migrationshintergrund?

Wie kann sich dies auf deren Identitätsprozesse, politisches Selbstverständnis, politische Kompetenzen und gesellschaftliche Repräsentation auswirken?

2 Wissenschaftliche Methode

2.1 Methodologische Vorüberlegungen

Diese Forschungsarbeit steht in der Tradition der interpretativen Sozialforschung, die von einem „sinnhaften Aufbau der sozialen Welt“ ausgeht und die Wirklichkeit der ‚Betroffenen‘ rekonstruieren möchte (Schütz; zitiert nach Lachenmann 1995: 2). Es geht also bei der Forschungstätigkeit darum, die Bedeutungen von Phänomenen aus der Wirklichkeit einer einzelnen Person herauszufinden und dadurch Wirkungszusammenhänge und Sinngehalte von konkreten Situationen oder Phänomenen erklären zu können. Rosenthal meint dazu, dass sowohl ein subjektiver Sinn als auch ein latenter Sinn durch diese Forschungen ans Tageslicht treten. Der latente Sinn sei das implizite Wissen über die Welt, dessen sich die betreffende Person selbst gar nicht bewusst sei, aber den er oder sie durch Sozialisation und Narrative im Sinne eines kollektiven Unterbewusstseins in seine Art zu Denken aufgenommen hat (vgl. Rosenthal 2008:19). Dieser Methodologie liegt die Hermeneutik als Prinzip zugrunde, eine Herangehensweise an wissenschaftliches Forschen unter dem Paradigma des „Verstehens“ (vgl. Heinze 2001: 15).

„Verstehende Sozialwissenschaft in diesem Sinn ist die fortschreitende Rekonstruktion, das fortschreitende, den Einzelfall und damit die Menschen, ihre Ordnungen und ihre Geschichten ernst nehmende, deutende Verstehen sozialen Handelns.“ (Soeffner 2001: 175)

Die interpretative Sozialforschung geht davon aus, dass Menschen auf der Basis ihrer Deutungen der Wirklichkeit handeln und diese Wirklichkeit nach bestimmten Regeln immer wieder neu reproduzieren (vgl. Rosenthal 2008: 39). Dabei ist auch die Forscherin Trägerin ihrer eigenen Deutungen, die in die Forschung einfließen. Um diesem Umstand Rechnung zu tragen, werde ich meine Rolle als Forscherin im Sinne einer reflektierten Subjektivität offen in den Forschungsprozess einbeziehen (vgl. Steinke 2008: 330f).

Ich habe das Beispiel des Arabischen Frühlings gewählt, weil Revolutionen Identifikationsquellen darstellen und damit für Identitätsprozesse wichtig sein können (vgl. Kaelble 2002: 14). Mein Anliegen war, herauszufinden, ob dies auch dann gilt, wenn sich die Person geografisch an einem anderen Ort und in einem anderen Kontext befindet und nur historische Familienverbindungen mit dem Ursprungsort bestehen. Deshalb habe ich als ForschungspartnerInnen WienerInnen mit arabischen „Wurzeln“ gewählt. Jedenfalls erwartete ich von dieser Gruppe, dass sie sich mit dem arabischen Frühling auseinandergesetzt hat und durch familiäre Bindungen einen gewissen emotionalen oder imaginären Bezug zur arabischen Welt aufweist.

2.2 Forschungsdesign

Meine empirische Untersuchung ist eine komparative Fallanalyse, bei der sechs Fälle untersucht und nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden und deren Vorbedingungen verglichen wurden. Dabei stellte mein Vorhaben eine Momentaufnahme des Forschungsgegenstandes dar, die aber prozessorientiert war. So wollte ich einen Veränderungsprozess beschreiben und musste deshalb die Veränderungen in den Identitätsprozessen als Prozess analysieren (vgl. Flick 2008: 253ff). Mein Forschungsvorhaben folgte aus zeitlichen und personellen Zwängen einem straffen Design, das nicht sehr viel Offenheit zuließ. So wurden die theoretischen Grundlagen vor Beginn der empirischen Forschung festgelegt und das empirische Material dahingehend untersucht. Allerdings lässt sich eine Schleife in der Forschungsstrategie festhalten, nach der die Theorie nach dem empirischen Teil zurück gekoppelt wird. Dies stellte eine Annäherung an die zirkuläre Forschungsstrategie nach Witt (2001: 5) dar, nach der, nach jeder Teilphase der Forschung, Folgen rückwärts gerichtet für das Design und vorwärts gerichtet für die Erkenntnisse beschlossen werden. Um doch einen offenen Forschungsprozess zu ermöglichen, wurde nicht mit Hypothesen gearbeitet (vgl. Meinefeld 2008: 268), sondern trotz des Theorie- Hintergrundes möglichst offen an das empirische Material herangegangen.

2.3 Auswahl der Interview-Partnerinnen

Die Befragten sollten zwischen 20 und 35 Jahren alt sein, ihren Lebensmittelpunkt in Wien und mindestens fünf Jahre dort gelebt haben. Sie sollten von ihrer Familiengeschichte her mit dem arabischen Raum verbunden sein und einen arabischen Migrationshintergrund und gute Deutschkenntnisse besitzen. Den Zugang zu den ersten Interview-PartnerInnen habe ich durch Kontakte einer Bekannten, die Arabistik studiert und in deren Bekanntenkreis viele muslimische Frauen sind, bekommen. Aus der Zusammenarbeit mit diesen Frauen ergaben sich weitere Interview-Partnerinnen. Die konkrete Auswahl wurde mithilfe des theoretischen Samplings getroffen. Dies bedeutet eine

*„Feinsteuerung der Fallauswahl in einzelnen Etappen des Theoriebildungsprozesses auf Basis der im Prozess erarbeiteten Theorie und der aus ihrer weiteren Ausarbeitung resultierenden Erfordernisse“
(Strübing 2008: 83)*

Die weiteren Interview-PartnerInnen wurden also im Laufe des Prozesses nach dem aktuellen Stand der Arbeit ausgewählt, um deren Erkenntnisse oder erste Hypothesen zu vertiefen. Dabei sollten Entscheidungen und Probleme während der Forschungsarbeit dokumentiert und Auswahlentscheidungen transparent gemacht werden (vgl. Steinke 2008: 325). Diese Auswahlmethode sollte die Möglichkeit für den Erkenntnisgewinn maximieren, da entsprechend der aktuellen Fragestellung im Forschungsprozess ein passender Fall herangezogen werden konnte.

2.4 Interview-Durchführung

Für meine Arbeit führte ich mit den Interview-PartnerInnen anonymisierte, teilstrukturierte Leitfadeninterviews durch, die aber Spielräume für Nachfragen und Narrationen der Befragten ließen (vgl. Hopf 2008: 351). Diese Art zu interviewen war angelehnt an fokussierte Interviews, die sich stark auf einen Gegenstand (Film, Text, Situation) konzentrieren. Der Vorteil dieser Konzeption war, dass es ein systematisches Vorgehen mit dem Leitfaden erlaubte, aber durch die Konzentration auf eine Situation Narrationen begünstigte und zu „freier, auch assoziativer Stellungnahme zu den Gesprächsgegenständen“ anregte (Hopf 2008:

354). Im narrativen Teil wurde von der Interviewerin nicht eingegriffen, sondern erst später war aktives Nachfragen gestattet. Davon erhoffte ich mir durch den Leitfaden eine Vergleichsmöglichkeit zwischen den verschiedenen Interviews, aber auch Einblicke in subjektive und latente Sinn-Strukturen der Befragten aus den narrativen Teilen. Qualitätskriterien für diese Art zu Interviewen sind nach Hopf (2008: 354) eine weit gefasste Problemstellung, der Bezug auf Erlebnisse und Emotionen während konkreter Situationen und deren Bedeutung für die Befragten sowie die Einbeziehung des persönlichen Kontextes der Person. Auf diese Ebenen sollte während der Interviews geachtet und in den Fragen berücksichtigt werden. Gegenstand der fokussierten Interviews sollten in meiner Arbeit bedeutsame Ereignisse während der politischen Umbrüche in der arabischen Welt sein, die von den Interview-Partnerinnen genannt wurden. Die Fragen bestanden aus einem Einstiegs-Teil mit der Klärung des persönlichen Kontexts, einem Hauptteil, der Platz ließ für Haupt-Narrationen der Befragten anhand einer konkreten Situation und einem Schlussteil, in dem Nachfragen und Klärungen des Verständnisses möglich waren. Meine Fragen bezogen sich auf Handlungen, Erfahrungen und Narrationen im Kontext der Revolutionen und auf den Geschlechterunterschied.

2.5 Interpretation des Textmaterials

Nachdem die Interviews vollständig, aber ohne paraverbale Äußerungen aufzuzeichnen transkribiert wurden, benutzte ich für die Interpretation der Interview-Texte die Methode der qualitativen Inhalts-Analyse nach Mayring (2008: 471ff). Dieses Verfahren habe ich ausgewählt, weil es zu meinem straffen Forschungsdesign passt. Es ist eine systematische Herangehensweise an Textdokumente, die sowohl regel- als auch theoriegeleitet ist, und mit Kategorien arbeitet. Durch die Systematik wird eine Forschungsarbeit intersubjektiv nachvollziehbar und erfüllt damit Gütekriterien qualitativer Forschung. (Mayring 2008: 471). Konkret wird bei der zusammenfassenden Inhalts-Analyse das Textmaterial reduziert, sodass die wichtigen Inhalte erhalten bleiben, aber, das zu bearbeitende Material übersichtlicher wird. Dann wird die Technik der „induktiven Kategorienbildung“ (Mayring 2008: 472) angewendet. Dafür definiert

man vor der empirischen Forschung Kategorien aus der verwendeten Theorie. Wenn das Textmaterial vollständig transkribiert ist, erfolgt eine Kategorienbildung aus dem Material, das heißt, die am häufigsten vorkommenden Themen werden zu induktiven Kategorien. Diese Kategorien werden abschließend mit den theoriegeleiteten Kategorien rückgekoppelt und überarbeitet. Dieses Vorgehen stellt einen Kompromiss zwischen einem nachvollziehbaren, systematischen Vorgehen und einer Offenheit für das Material dar, das für eine qualitative, sinnerfassende Forschung vonnöten ist (Rosenthal 2008: 48ff).

2.6 Standardisierung, Kontrolle und Generalisierung

Die Standardisierungen durch die prozesshafte Auswahlmethode des theoretischen Samplings und die systematische Interpretationstechnik der qualitativen Inhalts-Analyse sollten dem Anspruch einer intersubjektiven Nachvollziehbarkeit als ein Gütekriterium qualitativer Forschung genügen (vgl. Steinke 2008: 324ff). Dies bedeutet, den Forschungsprozess offen zu legen und Bedingungen zu schaffen, dass ein Anderer diese Studie wiederholen könnte. Der gesamte Forschungsprozess soll demnach dokumentiert werden. Andere Gütekriterien sind die Angemessenheit von unterschiedlichen Teilen einer Forschung (Forschungsfrage, Auswahl, Erhebung, und Auswertungsmethoden), eine empirische Verankerung der Theorie- und Erkenntnisgewinnung, die Relevanz des Themas und der Ergebnisse und eine reflektierte Subjektivität, bei der der Forschende sich selbst reflektiert (vgl. Steinke 2008: 326ff). Diese Kriterien sollten in meiner Forschungsarbeit beachtet werden. Als Generalisierungsziele ließen sich festhalten, dass durch die Untersuchung Ergebnisse generiert werden, die die Basis für theoretische Konzepte darstellen und erklären sollen, wie Ereignisse in einem Herkunftsland die Identitätsprozesse von MigrantInnen in einem anderen Land beeinflussen können. Somit sollten die Ergebnisse auch auf andere Kontexte übertragen werden können, die geografisch nicht an arabische Länder oder Wien gebunden sind. Für die Generalisierung der Ergebnisse war mein breiter disziplinärer Ansatz hilfreich, der es möglich machte, durch die Verschränkung mehrerer Theorien größere Erkenntnisse über den

Forschungsgegenstand zu erlangen (vgl. Flick 2008: 318). Eine theoretische Kontrolle stellte mein interdisziplinärer Zugang dar, da verschiedene Theorien und Ansätze auf den gleichen Forschungsgegenstand angewendet werden und so eine Theorien-Triangulierung vorgenommen wurde. Eine Triangulation kann als „Strategie auf dem Weg zu einem tieferen Verständnis des untersuchten Gegenstandes und damit als Schritt auf dem Weg zu mehr Erkenntnis“ (Flick 2008: 311) verstanden werden, mit der Erkenntnisse begründet und gesichert werden. Neben der Theorie-Triangulation kam in meiner Arbeit eine Methoden-Triangulation zum Tragen. Bei dieser sogenannten within-method Triangulation (vgl. Flick 2008: 312) wird innerhalb einer Methode auf Erzählungen und Definitionen eingegangen. In meinem Fall waren dies die Narrationen von bestimmten Situationen und das Herausfiltern von Konzepten als Inhalte der Interviews.

3 Identität

Identität ist ein Begriff, der sich in vielfältigen wissenschaftlichen Disziplinen finden lässt (Psychologie, Soziologie, Geschichte, Ethnologie, Politikwissenschaften). Deshalb existiert eine Vielzahl von unterschiedlichen Ansätzen zu dieser Thematik, mit denen ich mich nun befassen möchte. Nachfolgend werden die historischen Veränderungen zum Konzept „Identität“ beschrieben, ein Definitionsversuch unternommen und die wichtigsten kollektiven sowie abgrenzenden Komponenten des Selbstverständnisses von Menschen beleuchtet.

3.1 Identitätskonzepte im Wandel der Zeit

Das Konzept der Identität ist historischen Veränderungen unterworfen worden, da es stark mit der Konzeption des Subjekts zusammenhängt. In der Zeit des Imperialismus wurde Identität als statischer Begriff gedacht und bildete den Ursprung des kulturellen Denkens (vgl. Said 1994: 30). Dieses frühe Verständnis von Identität wurde allerdings durch die postmoderne Wende ins Wanken gebracht (vgl. Said 1994: 30). Das Subjekt der Moderne als rationaler, reflektierender und bewusster Ursprung aller Gedanken und Handlungen wurde durch das Subjekt der Postmoderne abgelöst (vgl. Hall 1994: 189). Da sich in der Postmoderne das Verständnis des Subjekts gewandelt hatte, änderte sich auch die Auffassung von Identität. Analog standen in der Identitätsforschung zunächst Theorien über das Selbst und dessen Herausbildung im Vordergrund. Nach der postmodernen Wende allerdings änderte sich dies radikal. In der postmodernen Weltansicht gab es kein Subjekt mehr, ein kohärentes Selbst existierte dadurch nicht mehr und so wurde auch das Konzept einer Identität des Selbst in Frage gestellt. Die postmodernen TheoretikerInnen nahmen an, dass das Subjekt dezentriert sei (vgl. Eikelpasch/Rademacher 2004: 10). Es wurde durch mehrere sozialwissenschaftliche Theorien in Frage gestellt und als einheitliches Gebilde aus der postmodernen Wissenschaft verbannt. Durch Marx' Theorie bestand das

Subjekt nur aus den gesellschaftlichen Bedingungen, vornehmlich den Produktionsverhältnissen. Freud postulierte, dass das Subjekt durch sein Unterbewusstsein bestimmt ist, das durch gesellschaftliche Normen und sexuelle Triebe geformt wurde. Schließlich verpasste Foucault dem Konzept von „Identität“ eine Absage, indem er die soziale Welt durch Diskurse geformt sah, in denen das Subjekt keine Rolle mehr spielte und jede vorgebrachte „Wahrheit“ bis zur Unkenntlichkeit dekonstruiert werden konnte (vgl. Hall 1994: 194ff). Diese Krise der Identität veranlasste postmoderne WissenschaftlerInnen das Konzept ad acta zu legen. Es formte sich außerdem eine anti-essentialistische Sichtweise auf Identität, die kein Attribut als natürlich gegeben hin nahm, sondern alle Merkmale einer Identität als sozial konstruiert an nahm und die Bedeutung biologischer Unterschiede in Frage stellte (vgl. Cerulo 1997: 387f). In der Soziologie führten die angesprochenen theoretischen Verschiebungen zu einer Hinwendung zu kollektiven Theorien über Identität, mit denen Identität nicht mehr am einzelnen Selbst festgemacht, sondern unter einem kollektiven Gesichtspunkt betrachtet wurde. So rückten die Differenzkategorien in den wissenschaftlichen Fokus und wurden seither als Trias gender/sexuality, race/ethnicity und Klasse zu einem wichtigen Analyseinstrument der Sozialwissenschaften (vgl. Cerulo 1997: 386). Einen anderen Weg gingen dabei die DenkerInnen des Postkolonialismus. Die Schwächung des Konzeptes von Identität stand diametral gegen die Idee der Identitätspolitik, die auf der Anerkennung von Differenzen unterschiedlicher sozialer Akteure basiert. Sie wird von neuen sozialen Bewegungen vertreten, die sich im Kampf um Emanzipation weg von den Rändern in Richtung Mitte der Gesellschaft befinden. Ein Vertreter der Richtung, Stuart Hall, nahm diese Position auf und entwickelte ein neues Konzept von Identität, das die Kritik der Postmoderne berücksichtigte, aber auf Ethnizität und kulturelle Identität nicht verzichtete, da sich seiner Meinung nach nur durch sie eine Position für soziale Akteure im Kampf um Emanzipation ergibt (vgl. Hall 1994: 11). „Sie müssen irgendwo positioniert sein, um zu sprechen“ (Hall 1994: 77), rechtfertigt Hall sein Beharren auf dem Konzept der Identität. Er möchte Identitätskonzepte nicht völlig dekonstruieren, weil in der Folge keine Verortung mehr möglich wäre (vgl. Hall 1994: 76).

3.2 Umkämpfte Identität!? – ein Definitionsversuch

Eine Definition für Identität zu finden gestaltet sich sehr schwierig, da je nach Theorie-Richtung und wissenschaftlicher Disziplin etwas anderes darunter verstanden wird. Grob kann man zwischen individuellen und kollektiven Identitätskonzepten unterscheiden, wobei die Idee einer individuellen personalen Identität vor allem in soziologisch und psychologisch inspirierten Theorien über Identität verankert ist. Nach dieser Position wird die „Selbstvergewisserung einer eigenen Kontinuität durch den Einzelnen und die Vorstellung einer gewissen inneren Stimmigkeit seiner Person“ als einen Prozess verstanden, „der beständig zur Veränderung der Identität(en) führt“ (Kaelble et al. 2002: 14f). Jedes Individuum ist laut diesem Ansatz bestrebt, „eine Balance zu finden zwischen den gesellschaftlichen Ansprüchen, die er erfüllen soll und will, und dem Erhalt seines unverwechselbaren Selbst“ (Kaelble et al. 2002: 15). Diese Sichtweise basiert auf dem Konzept des Sozialpsychologen Erik H. Erikson, dem Begründer der Identitätsforschung. Bei ihm wird Identität als Einheit, Kontinuität und Kohärenz eines Selbst verstanden, das einen inneren Kern besitzt, den es als junger Erwachsener zu erwerben gilt. Identität wird als „innerer Besitzstand begriffen, den es lebensgeschichtlich zu erwerben gilt und der dem Individuum eine erfolgreiche Lebensbewältigung sichert.“ (vgl. Eikelpasch/ Rademacher 2004: 26). Neuere sozialwissenschaftliche Ansätze dieser Theorie-Richtung berücksichtigen nach der postmodernen Wende die neuen Paradigmen eines „Ende der Gewissheit über sich selbst“ und eines pluralen Verständnisses von Identitäten (vgl. Eikelpasch/ Rademacher 2004: 10). Nun sind die Erfahrungen und Narrationen einer Person wichtig, die zur Herstellung eines kohärenten Selbstbildes dienen. Ziel der Individuen sei es dabei, den eigenen Lebenslauf mit einem positiven Selbstwert zu belegen (vgl. Kaelble et al. 2002: 15). Neuere Identitätsmodelle konzentrieren sich deshalb auf die Identitätsbildung in Eigenregie, die eine „Identitätsarbeit“ des Einzelnen möglich und notwendig macht. So sehen diese Modelle die individuelle Lebensgestaltung als zentral für eine Identität an. In der Literatur werden Patchwork-Identitäten genannt, für die Identitätsarbeit ein „kreativer Prozess der Selbstorganisation, die gelungene, oft überraschende

Verknüpfung von Lebensmustern, Stilelementen und Sinnangeboten zu einem Sinngehalt ist“ (Eikelpasch/ Rademacher 2004: 11).

Neben diesen Ansätzen, die Identität auf die individuelle Ebene zu verlagern, gibt es die Herangehensweise, den kollektiven Bezug von Identitäten zu betonen. Kollektive Identitäten werden laut Kaelble et al. „prinzipiell dadurch gekennzeichnet, dass sie Zugehörigkeitsvorstellungen bezeichnen“. Kollektive Identitäten beziehen sich daher vor allem auf

„Wir-Gefühle“ und Gemeinschaftsvorstellungen, die auf Mustern von Mitgliedschaft im Sinne von Zugehörigkeit zu Gruppen, Familien, Schichten, Klassen, Nationen oder ganzen Zivilisationen. Sie sind stark durch gesellschaftliche und historische Gemeinschaftserfahrungen und vor allem durch Interaktionen innerhalb dieser Gruppen oder Schichten oder Nationen geprägt.“ (vgl. Kaelble et al. 2002:15).

Identität kann hierbei als Summe von Kategorien gesehen werden, die durch Diskurse gebildet werden und auf die Individuen zurückgreifen, um sich und ihre Handlungen zu beschreiben. Die Kategorien verweisen dabei immer auf eine größere Gruppe, die dieselben Merkmale aufweist wie sie selbst. Allerdings gehören Menschen sehr vielen solchen Kategorien an, so dass ein individueller Mix entsteht, der durchaus widersprüchliche Elemente enthalten kann.

Neben der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Gruppen oder Kategorien gibt es einen anderen Mechanismus, wie identitätsbezogene Vorstellungen oder ein gewisses Selbstverständnis erzeugt werden können. Dies kann nämlich auch über Abgrenzung erfolgen. Um sich mit etwas identifizieren zu können, muss man symbolische Grenzen ziehen, um die endlose Bedeutungsverschiebung, die VertreterInnen der Postmoderne postulieren, aufzuhalten: „Identifikation erfordert das, was ausgelassen wird, sein konstitutiv Äußeres, um den Prozess zu festigen“ (Hall 2004: 169). Durch die Grenze ist man automatisch von etwas anderem abgegrenzt und hat so das oppositionelle Andere gegenübergestellt, wodurch man selbst eine Identität bekommt. Dieses Phänomen wurde von dem Ethnologen Frederic Barth 1969 erstmals als „Othering“ bezeichnet und stellt eine Grundstruktur sozialer und kultureller Prozesse dar. Es werden sog. ingroups und outgroups durch Grenzziehungen geschaffen, um sich zu seiner/ihrer Gruppe zugehörig zu fühlen. Dies geschieht durch Fremd- und Eigenzuschreibung (vgl.

Barth 1998: 6). Das Innere wird erst durch das Äußere definiert, was mit einer negativen Definition gleichzusetzen ist. Durch das dichotomisch Fremde vergewissert man sich selbst mit seinen Grenzen, Urteilen und Bedeutungen (vgl. Barth 1998: 15). Identitäten bilden sich so immer durch ein Zusammenspiel aus Zugehörigkeit und Abgrenzung. Es können auch Widersprüche auftreten, wenn sich Ebenen von Zugehörigkeit und Abgrenzung nicht klar voneinander trennen lassen. Widersprüche fordern einheitliche Identitätsentwürfe heraus und so kommt der Ausdruck „umkämpfte Identität“ zustande. Dabei wird die Vorstellung veranschaulicht, dass verschiedene Zuschreibungen oder Kategorien der Zugehörigkeit und Abgrenzung um die Gunst ihrer TrägerInnen werben. Um dem Charakter von Identität als prozesshaftes Gebilde aus konstruierten Zugehörigkeiten und Abgrenzungen, sowie individuellen Inszenierungen gerecht zu werden, spreche ich von Identitäten in der Mehrzahl, um die Pluralität dieses Phänomens zu betonen.

Es kann also davon ausgegangen werden, dass sich jede Identität auf einer individuellen und einer kollektiven Ebene bildet. Auf der individuellen Ebene geht es um die Selbstvergewisserung und den Selbstwert, auf der kollektiven Ebene um Zugehörigkeiten und Abgrenzungen zwischen Gruppen und Kategorien. Nun wird näher auf nationale, politische, geschlechtliche, religiöse und ethnische Kategorien und Gruppen eingegangen, die die Möglichkeit zu Zugehörigkeit und Abgrenzung bieten.

3.3 Kollektive Gruppen als Möglichkeit zur Zugehörigkeit oder Abgrenzungen

3.3.1 Nationale Gemeinschaft

Nationale Identitäten werden nach Hall (1994: 202f) durch Geschichten, Gründungsmythen und Schicksalsgemeinschaften gebildet. In diesem nationalen Diskurs werden Traditionen erfunden, um die Vergangenheit aus heutiger Sicht als „privilegiert, genealogisch sinnvoll“ zu konstruieren und „aus der man unerwünschte Spuren und Erzählungen tilgt“ (Said 1994: 52). Dieser nationale

Diskurs hat die Aufgabe, eine sogenannte „vorgestellte politische Gemeinschaft“ (Anderson 1991: 6) zu erschaffen, die als souverän empfunden wird und deren Mitgliedschaft nur durch Vererbung erworben werden kann. Die Mitglieder dieser Gemeinschaft kennen sich untereinander nicht, aber entwickeln ein Zugehörigkeitsgefühl zu einer Nation. Dies stellt den Ausgangspunkt einer nationalen Identität dar. Vertreter der Postcolonial Studies argumentieren, dass Nationen ihren Ausgangspunkt nicht auf der Ebene politischen Einrichtungen haben, sondern kulturell durch Erzählungen und Romane geprägt sind. So betrachtet werden Nationen aus diskursiven Erzählungen gebildet, die ein System kultureller Bedeutungen beinhalten (vgl. Bhaba 1990: 1f/ 292). Weitergegebene Bilder, Metaphern und Symbole sind also Teile dieses Diskurses. Hall schlägt deshalb vor, nationale Kulturen als „*diskursiven Entwurf* (zu) denken, der Differenzen als Einheit oder Identität darstellt. Sie sind von tiefen inneren Spaltungen und Differenzen durchzogen und nur durch die Ausübung kultureller Macht ‚vereinigt‘“ (Hall 1994: 206f). Um eine Nation als Einheit darzustellen, braucht es also eine Macht, die eine vereinheitlichende Wirkung hat. Dies kann eine nationale Ideologie sein, die eine Anrufungskraft hat und die Unterschiede innerhalb der Nation als weniger bedeutungsvoll darstellt als die Unterschiede zu einer anderen Nation. Dadurch werden die äußeren Grenzen der Nation zum Schutz der kollektiven nationalen Identität ihrer Mitglieder, und der Nationalismus ist geboren (vgl. Balibar 1998: 116f). Grundsätzlich sind nationale Identitäten aber nicht fixiert und verändern sich mit der Geschichte der Nation. Außerdem sind sie auch bei verschiedenen Gruppen innerhalb der Gesellschaft unterschiedlich (vgl. Al-Ali 2000: 42).

Wie wir also gesehen haben, ist eine Nation immer ein diskursives und narratives Gebilde, das ständig neu verhandelt wird, eine vereinheitlichende Funktion hat und durch die Anrufung Auswirkungen auf Identitätsprozesse der Menschen haben kann, die sich einer bestimmten Nationalkultur zugehörig fühlen.

3.3.2 Politisches Selbstverständnis

Eine Revolution besitzt Anrufungskraft, da bei einem solchen politischen Ereignis besonders viele Narrationen entwickelt werden, um die Bevölkerung für Proteste

zu mobilisieren. Wenn Menschen also gegen den Staat demonstrieren, wirkt durch den politischen Umsturz eine große Anrufungskraft auf sie. Durch die neuen Medien konnten beim Arabischen Frühling besonders viele Individuen an den Erzählungen teilnehmen, da durch Blogs, Twitter und Facebook viel mehr Menschen als zuvor an öffentlichen Debatten teilnehmen konnten und persönlich angesprochen wurden. Kaelble (2002: 13f) meint, dass Veränderungen und Kontinuitäten von kollektiven Identitäten besonders in einer Öffentlichkeit sichtbar werden und dass Revolutionen eine „Verdichtung öffentlicher Kommunikation“ darstellen. Dementsprechend kann man davon ausgehen, dass in einer Phase des gesellschaftlichen Umbruchs eine Öffentlichkeit entsteht, in der man Wandlungsprozesse von Identitäten leichter nachvollziehen kann. Außerdem kann eine solche Revolution Identitätsquellen für Individuen bereithalten: „Revolutionen als Verdichtungsphasen öffentlicher Kommunikation (sind) Hauptgeneratoren von kollektiven Identitäten“ (Kaelble 2002: 14). Revolutionen stellen also durch ihre Anrufungskraft die Möglichkeit bereit, kollektive Identitäten über Symbole und Rituale zu prägen und bieten eine Identifikationsmöglichkeit an. Das Konzept der „Anrufung“ ist dabei auf Althusser bezogen, der die Abhängigkeit der Subjekte von der Anrufung einer ideologischen Macht betonte (Althusser, zitiert nach Hall 1998: 8f). Die Anrufung stellt eine Aufforderung an ein Subjekt dar, sich als diskursiv bestimmtes gesellschaftliches Wesen zu positionieren. Nach Althusser werden Subjekte erst dann handlungsfähig, wenn sie durch eine ideologische Macht angerufen werden (vgl. Hall 1994: 8). Indem nun das Subjekt eine ausgewählte Stellung einnimmt und handelt, identifiziert es sich mit den damit verbundenen Kollektiven. Außerdem ordnet es sich den Diskursen unter, die solche Kollektive erschaffen. Revolutionen bieten eine eine solche ideologische Macht an. „Kulturelle Identitäten (...) sind so dem permanenten ‚Spiel‘ von Geschichte, Kultur und Macht unterworfen“ (Hall 1994: 29).

Politische und kulturelle Ereignisse haben die Kraft, auf Identitäten zu wirken, indem sie sie „anrufen“ und damit zu einer Positionierung aufrufen. Bestimmte Gruppen sollen sich so mit einer politischen Angelegenheit identifizieren.

Um nach einer ideologischen Anrufung eine politische Positionierung auch in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen, bedarf es gewisser Kompetenzen. Diese

Fähigkeiten und Fertigkeiten machen einen großen Teil des politischen Selbstverständnisses einer Person aus. Da für meine Arbeit wichtig ist, über welche politischen Kompetenzen meine Interview-PartnerInnen verfügen, und ob sich diese durch die politischen Umbrüche im arabischen Raum verändert haben, stelle ich hier das von mir benutzte Kompetenzmodell für Politische Bildung vor:

Als Reaktion auf die Kompliziertheit der Welt ist derzeit die Frage nach Kompetenzen ein Schlüsselthema in der Bildungsdiskussion. Unter „Kompetenz“ versteht man die Fähigkeit, komplexe Anforderungen mit einem Set an psychosozialen Ressourcen unter verschiedenen Rahmenbedingungen zu bewältigen, wobei der Begriff „Kompetenz“ Wissen, Fertigkeiten, Einstellungen und Wertvorstellungen umfasst (vgl. OECD 2005: 6). Das Besondere an diesem neuen Orientierungsrahmen für Bildung ist, dass es die Wichtigkeit betont, das Erlernte auf andere Kontexte und Situationen zu beziehen und mit dem eigenen Wissen bewusster umzugehen. Kompetenzmodelle werden immer wichtiger bei der Erhebung von Lernerfolgen, da sie auf Fähigkeiten abzielen und nicht auf die Erhebung von auswendig gelerntem Wissen. Für die politische Bildung wird als Ziel für SchülerInnen genannt, ein reflektiertes und (selbst)reflexives Politikbewusstsein zu erlangen und damit dem Ideal einer politischen Mündigkeit näher zukommen (vgl. Krammer 2008a: 3). Obwohl das Kompetenzmodell für politische Bildung für den Schulunterricht entwickelt wurde, versteht der Autor des Konzepts die „Ausdifferenzierung der politischen Kompetenzen als lebenslanges Lernen“ (Krammer 2008a: 3), die also nicht mit dem Abschluss der Schulzeit beendet ist. Deshalb passt das Modell gut zu meinem Vorhaben, da ich herausfinden möchte, ob politische Ereignisse im Herkunftsland von MigrantInnen deren politische Kompetenzen stärken. Um dieser Frage nachzugehen, soll nun der Ansatz des Kompetenzstrukturmodells für politische Bildung dargestellt werden:

Das Modell verfügt über vier Komponenten, die wichtig für die politische Bildung sind: Die Urteils-, Handlung-, Methoden- und Sachkompetenzen.

Die Urteilskompetenz beschreibt das Können, politische Urteile auf ihre Qualität, ihren Hintergrund (Interessen) und ihre Konsequenzen hin zu überprüfen und selbst eigene Urteile zu fällen und argumentativ begründen zu können (vgl. Krammer 2008a: 6). Für die Erlangung von Handlungskompetenz ist es wichtig, in

politischen Konflikten eine eigenen Position zu beziehen, die eigene Meinung durchsetzen zu können und auch Kompromissbereitschaft zu zeigen. Ferner gehört dazu, sich mit gesellschaftliche Problemen zu beschäftigen und sich auch aktiv einzusetzen. Dabei spielt das Bewusstsein über die eigene Teilnahme an politischen Prozessen eine Rolle (vgl. Krammer 2008a: 7). Die Methodenkompetenz spricht eher die „handwerklichen“ Fähigkeiten, Fertigkeiten und Bereitschaften an, wie die kritische Rezeption von politischen Inhalten in Medien (Themenlenkung, Kommunikationsstrategien, Ideologisierungen), Kenntnisse über die Generierung wissenschaftlicher Daten und die Erstellung eigener politischer Manifestationen (vgl. Krammer 2008a: 7f). Die Sachkompetenz betrifft dagegen die abstrakte Beschäftigung mit politischen Begriffen, Konzepten und Kategorien, die auch theoretisches Wissen über Politik beinhalten (vgl. Krammer 2008a: 9). Alle Kompetenzen werden im Modell mit Lernkorridoren versehen, die einen individuellen Lernfortschritt sichtbar machen sollen. Dies ist bei jeder Kompetenz so ausgelegt, dass als niedrigeres Niveau die persönliche Erfahrung, Umwelt und Interessen im Vordergrund stehen und mit dem Lernfortschritt zunehmend übergeordnete Themen und unterschiedliche Interessen ins Blickfeld rücken (vgl. Krammer 2008a: 11ff).

Um das politische Selbstverständnis einer Person einordnen zu können ist also wichtig, wie eine politische Anrufung erfolgt ist und über welche politischen Kompetenzen die Person verfügt, um sich in der Öffentlichkeit mit einer politischen Positionierung zu zeigen.

3.3.3 Geschlechtsspezifische Identität

Geschlecht, also das Soziale „gender“ und das Biologische „sex“, wird in den Postcolonial Studies als sozial konstruiert betrachtet und ihre Bildung als durch Diskurse erschaffen. Somit verliert Geschlecht den Anspruch, natürlich und biologisch eindeutig differenzierbar zu sein. Damit soll auch die heteronormative Sexualität als Konstruktion entlarvt werden und neue Geschlechterpositionen geöffnet werden (vgl. Eikelpasch Rademacher 2004: 13). Gender ist dabei aber nur eine Differenzlinie, die Individuen in sich vereinen. Die Beschäftigung mit diesen Subjektpositionen oder Differenzkategorien geht auf die feministische Theorie

zurück, die durch die Einflüsse des Poststrukturalismus und der Feminists of Color sowie den Gay& Lesbian Studies von der bloßen Konzentration auf sex und gender abwichen und Gender

„in seiner Verknüpfung mit anderen Subjektpositionen an den Grenzen und Schnittflächen von Sprachen, Nationen, Ethnien, sozialen Schichten oder sexuellen Orientierungen [betrachtet wurde]. So wurde nicht nur gezeigt, dass Nationalismen und Rassismen geschlechtsspezifisch konstruiert sind, sondern auch, dass der Begriff Gender selbst in seiner Verknüpfung mit anderen Differenzen diskursiv erzeugt wird.“ (Strasser 2009: 42)

Dieser Ansatz wurde dann „Intersektionalität“ genannt, da er auf die „Schnittpunkte, Durchkreuzungen und Überschneidungen multipler Differenzen“ (Strasser 2009: 42) eingeht und Subjektpositionen in einem dreidimensionalen Raum untersucht. Grundsätzlich kann man Frauen oder Männer auch nicht als einheitliche Kategorie darstellen:

“Differential positioning in ethnic, racial, class, age, ability, sexual and other social divisions interface with gender divisions, so that although woman usually are constructed and treated by various agencies as different to men, woman as well as men do not constitute homogeneous categories as either social agents or social objects.” (Yuval- Davis; zitiert nach Al-Ali 2000: 45)

Obwohl Männer und Frauen als verschieden konstruiert werden, sind sie jeweils keine homogene Kategorie. Das Geschlecht als alleiniges Unterscheidungsmerkmal sagt also wenig aus, da der Bildungsstand, das soziale Milieu und die Herkunft nicht getrennt von einer geschlechtlichen Zugehörigkeit betrachtet werden kann.

3.3.4 Religiöse Gruppen

Neben einer Quelle von Spiritualität kann Religion auch die Funktion haben, in der Gesellschaft Grenzen zu setzen und damit ein Zugehörigkeitsgefühl zu schaffen. In dem Maße, in dem eine solche Abgrenzung ein Gemeinschaftsgefühl nach innen entstehen lässt, wirkt sie als Differenzkategorie nach außen. Tietze meint, dass gerade Formen muslimischer Religiosität eine Positionierung in der Gesellschaft ermöglichen, die als Antwort auf eine Neigung der Mehrheitsgesellschaft, zugewanderten MigrantInnen, deren Nachkommen und den Islam als das „Andere“

zu konstruieren und damit widersprüchliche Identitätsentwürfe zu produzieren, gedeutet werden kann. Religiosität könne demnach eine Strategie sein, um mit Ablehnung und Diskriminierungen umzugehen und sich neue Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen. Da „Gleich-Sein“ durch Ablehnung nicht in allen Kontexten möglich ist, wird das „Anders-Sein“ in der eigenen Selbstkonstruktion betont (vgl. Tietze 2001: 200). Ein Beispiel für die Überwindung von widersprüchlichen Identitätskategorien durch Religiosität kommt von Schiffauer: Seine Studien über islamistische Fundamentalisten in Deutschland zeigen, dass die Hinwendung zum politischen Islam eine Strategie für Jugendliche ist, die sich mit einander ausschließenden Identitäten konfrontiert sehen. Sie hätten laut Schiffauer Übersetzungsprobleme zwischen ihrem türkisch-islamischen Elternhaus und der deutschen Umgebung (z.B. Schule), die der jeweils anderen Partei mit einer feindlichen Fremdzuschreibung begegnen würden. Dadurch erleben die jungen Erwachsenen eine Hilflosigkeit und Fundamentalismen fallen auf fruchtbaren Boden, denn diese bieten eine Möglichkeit, diese Konflikte auszudrücken. Die Jugendlichen würden sich dadurch als Subjekte rekonstituieren und Definitionsmacht über sich selbst zurückerhalten (vgl. Schiffauer 2000: 302).

Man kann Formen von Religiosität so als Strategie deuten, sich selbst zu vergewissern in einem Umfeld, das die Suche nach einem kohärenten Selbst durch negative Zuschreibungen und Konstruktionen von „Anders-Sein“ herausfordert.

3.3.5 Ethnische Gruppen

Die VertreterInnen der Postcolonial Studies greifen im Gegensatz zu anderen postmodernen Theoriesträngen auf das Konzept von Ethnizität zurück. Zwar ist die Kategorie „Rasse“ in Rahmen des kolonialen Legitimationsdiskurses zu sehen, welcher die Idee von höher- und minderwertigen „Rassen“ benutzte, um koloniale Herrschaft zu legitimieren. Doch die ethnische Zugehörigkeit geben die Postkolonialisten nicht auf, um im Kampf um Anerkennung von Minderheiten einen Ort zu haben, an dem sie sich positionieren können. Nach Hall treten mit der Bildung einer diskursiv entstandenen ethnischen Gemeinschaftsidentität Minderheiten in den Bereich der Repräsentation ein, also in die öffentliche

Verhandlung eines Konsensus, der über Normalität und Machtverteilung entscheidet, und von Mitgliedern der Repräsentation beeinflusst werden kann (vgl. Hall 1994:78ff). Angehörige von Minderheiten betreiben einen solchen Anerkennungskampf oft, indem sie ihre Differenzen zur Mehrheitsgesellschaft absichtlich inszenieren, um die gesellschaftlichen Normalitätskriterien zu verschieben (vgl. Schiffauer 2000: 294). Dieser Rückgriff auf Ethnizität ist nicht unumstritten und deshalb verwendet Hall den Terminus einer „neuen Ethnizität“, mit „brüchigen, unsicheren, stets vorläufigen Identitätsformationen und Zugehörigkeiten“, dessen Konstruiertheit ersichtlich ist (Eikelpasch Rademacher 2004: 13). Außerdem beschäftigt sich die postkoloniale Theorie mit interkulturellen Identitäten, sog. hybriden Identitäten, die durch den Einfluss mehrerer Kulturen bei MigrantInnen im Zuge der Globalisierung entstanden sind und eine kulturelle Mischform bezeichnet, bei der eine Übersetzung zwischen den unterschiedlichen Kulturen nötig wird.

3.3.6 Anmerkung zu Hybridität

Der Begriff „Hybridität“ in den Sozialwissenschaften bedeutet eine Zugehörigkeit zu mehreren Kulturen, die durch die Globalisierung und weltweite Migrationsströme aktuell ist. Menschen, die Wanderungsprozesse abgeschlossen hatten und in einem neuen Land Fuß gefasst hatten, hatten Kinder, die sowohl mit dem Herkunftsland der Eltern als auch mit dem Land, in dem sie lebten, enge kulturelle Verbindungen haben. Dadurch entstand die Idee von kultureller Hybridität, die sich auf die Vermischung von verschiedenen kulturellen Einflüssen bezieht. Die TrägerInnen dieser Hybridität sind demnach „Produkte mehrerer ineinander greifender Geschichten und Kulturen“ und gehören „zu ein und derselben Zeit mehreren ‚Heimaten‘ an“ (Hall 1994: 218). Dabei werden sie zu ÜbersetzerInnen zwischen den verschiedenen Kulturen, denn sie selbst haben mehrere kulturelle Identitäten und Sprachen zwischen denen sie übersetzen und vermitteln müssen. Salman Rushdie's Romane über Indien werden als Beispiele für diese Art der Identität herangezogen, seine Romanfiguren bewegen sich geografisch oder kulturell zwischen Indien und Großbritannien und vereinen dabei kulturelle Einflüsse aus beiden Regionen in sich. So schreibt er über eines seiner

Bücher: „Die *Satanischen Verse* sind für Veränderung durch Mischung, für Veränderung durch Vereinigung. Sie sind ein Liebeslied für Bastarde wie uns“ (Rushdie 1991: 394; zitiert nach Hall 1994: 219).

Die Vorstellung, Menschen könnten kulturell hybrid sein, ist allerdings umstritten. Pratt Ewing kritisiert an dem Konzept die Vorstellung, ein Mensch könnte aus zwei Hälften bestehen. Sie meint, dass es immer auf die Situation ankommt, welcher Teil der Identität (oder welche Subjektposition) gerade wichtig ist. Dabei sind auch strategische Interessen zu beachten, wenn es einen Vorteil für die Person bringt, einen Persönlichkeitsanteil besonders hervorzuheben oder eine bestimmte Staatsangehörigkeit zu besitzen. Man könne also nie behaupten, man sei zur Hälfte das Eine und das Andere, da immer ein Teil wichtiger ist als die anderen (vgl. Pratt Ewing 2004: 128f). Cinar et al. betonen die Unterschiede zwischen dem Intersektionalitätsansatz und der Hybriditätstheorie, die zwar beide von fragmentierten und heterogenen Identitätsquellen ausgehen. Allerdings beschränkt sich der Hybriditätsansatz nur auf kulturelle Aspekte, während der andere „die pluralen Subjektpositionen aus diversen Bereichen (sections) wie Geschlecht, Kultur und Klasse ins Blickfeld“ rückt (Cinar et al. 2000: 154). Kultur ist dabei nur eine Differenzachse neben vielen anderen. Der Hybriditätsansatz ist dementsprechend stark eingeengt und spart die Gesamtheit der Heterogenität eines Menschen aus, da er nur auf kulturelle Aspekte eingeht.

3.4 Zusammenfassung zu Identität

Das Konzept von „Identität“ ist seit der Postmoderne umstritten, da die Basis jeder Identitätstheorie- das einheitliche Subjekt- weggefallen ist. Zurückgeblieben ist nach Hall die Vorstellung von „fragmentierten“ und „zerrissenen“ Identitäten, die sich ständig verändern. Identität kann grundsätzlich auf der individuellen Ebene angesiedelt werden, wo es zur Selbstvergewisserung und Selbstwertbildung einer Person dient und auf der kollektiven Ebene. Dort entsteht Identität durch Zugehörigkeiten oder Abgrenzungen von kollektiven Gruppen, die sich auch in Differenz- oder Zugehörigkeitskategorien von Menschen widerspiegeln. Grundsätzlich stellen Nationalität, politische Einstellung, Geschlecht, Religion und

Ethnizität Kategorien und Gruppen dar, die durch Diskurse geschaffen und reproduziert werden. Sie bieten Möglichkeiten, sich zugehörig zu fühlen oder sich von etwas abzugrenzen. Nationale Gemeinschaften können identitätsstiftend sein, da sie diskursiv eine imaginierte Gruppe (Anderson) als Einheit erschaffen, bei der, angesichts vielfältiger Abgrenzungen zu anderen Nationen und nationaler Ideologien, bestehende Differenzen innerhalb dieser Gruppe bedeutungslos werden. Bei schnellen politischen Veränderungsprozessen wie Revolutionen entsteht nach Kaelble eine Öffentlichkeit, in der sich kollektive Identitäten manifestieren und Änderungen an diesen sichtbar werden. Kollektive Identitäten können in solchen Situationen neu geprägt werden, da Individuen durch die Anrufungskraft politischer Ereignisse dazu aufgefordert werden, sich durch Zugehörigkeiten oder Abgrenzungen zu positionieren und sich politisch mit Gruppen oder Programmatiken zu identifizieren. Dabei sind Kompetenzen wichtig, um die politische Position nach außen tragen zu können. Im Kompetenz-Struktur-Modell für politische Bildung von Krammer wird zwischen Urteils-, Handlungs-, Methoden-, und Sachkompetenz unterschieden, die es gilt, sich ein Leben lang anzueignen. „Geschlecht“ ist eine Differenzkategorie neben vielen, wie der Intersections-Ansatz darlegt. Frauen und Männer sind demnach keine homogene Gruppe, da auch andere Subjektpositionen für das Verständnis von sozialen Phänomenen beachtet werden müssen. Muslimische Religiosität kann laut Tietze mitunter als Strategie dienen, um mit Ablehnung umzugehen. Durch die Gegenüberstellung von christlicher und islamischer Religion in europäischen Gesellschaften wird der Islam häufig als das „Andere“ konstruiert und mit einer negativen Zuschreibung belegt. Dies kann für MuslimInnen in solchen Gesellschaften bedeuten, sich eine Identität rund um das „Anders-Sein“ aufzubauen, da Gleichheit verwehrt wird. Die dadurch entstehenden Widersprüche für einen Identitätsentwurf können durch Formen von Religiosität in Richtung kohärentes Selbstbild aufgelöst werden. Neben religiösen wurden ethnische Gruppen als Möglichkeit für Abgrenzung und Zugehörigkeit genannt. Mit dem Konzept von „neue Ethnizitäten“ machte der Postkolonialist Hall ein umstrittenes Thema wieder salonfähig. Es werden die immanenten Differenzen und die Konstruiertheit einer Ethnizität betont. Mehrfache kulturelle Zugehörigkeiten

stellen eine Vermischung von unterschiedlichen kulturellen Einflüssen dar, sind aber auf der Achse der Kultur eine Differenzkategorie unter vielen.

4 Gesellschaftliche Bedingungen von Identitätsprozessen bei MigrantInnen

Neben der individuellen Selbstvergewisserung und unterschiedlichen Gruppen und Kategorien, die als kollektive Referenzpunkte für Identitäten fungieren, spielen die äußeren gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen eine große Rolle für das Selbstverständnis von MigrantInnen und deren Nachkommen.

4.1 Repräsentation von MigrantInnen im Aufnahmeland

Mit Repräsentation meine ich ein diskursives Regime, bei dem durch verschiedene machtvolle Diskurse Wahrheiten und gesellschaftliche Normalität erschaffen und Bedeutungen zugewiesen werden (vgl. Foucault; zitiert nach Krause 2003: 52). Das Repräsentationsregime unterscheidet zwischen „zulässigen Formen der kulturellen Sinnproduktion von Ausgegrenzten und Verdrängten“, also zwischen dem gesellschaftlich Normalen und davon Abweichenden (Hall 1994: 30/9). Dadurch wird gesellschaftliche Normalität durch ein Machtsystem hergestellt, das Abweichungen und Minderheiten an den Rand der Gesellschaft verbannt und wenig gesellschaftliche Partizipationsmöglichkeiten z.B. für ZuwanderInnen zulässt (vgl. Eikelpasch/ Rademacher 2004: 12). Nach Spivak werden durch Diskurse MigrantInnen als die „Anderen“ erschaffen, die durch eine hierarchische Gliederung der Diskurse in der Repräsentation an den Rand gedrängt werden und so deren Wissen nicht in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit sichtbar ist (Spivak, vgl. Steyerl/Gutierrez Rodriguez 2003: 7). Denken und Sprechen werden von ihr als „verortete und verzeitlichte Effekte eines herrschenden Kräfteverhältnisses“ gesehen (vgl. Steyerl/ Gutierrez Rodriguez 2003: 9). Dabei werden die Stimmen der Marginalisierten unhörbar gemacht, weil ihnen durch das Repräsentationsregime kein Gehör geschenkt wird (vgl. Castro Varela/Dhawan 2003: 278).

Nationale Zugehörigkeiten werden von PatriotInnen und rechtsgerichteten politischen Strömungen stärker betont und als abgeschlossen präsentiert. Dass

nationale Identitäten immer unterschiedlichen kulturellen Einflüssen ausgesetzt waren, und alle Kulturen „hybrid, heterogen, hochdifferenziert und nichtmonolithisch“ sind (Said 1994: 30) und eine Nation nur ein diskursives Konstrukt ist, wird von diesen sozialen und politischen Kräften nicht wahrgenommen. So kommt es neben einer globalen kulturellen Homogenisierung gleichzeitig zu Wiedergeburt von Fundamentalismen und starken lokalen oder nationalen Identitäten (vgl. Hall 1994: 220f). Mit diesem gesellschaftlichen Phänomen sind nun die MigrantInnen in ihren Aufnahmegesellschaften konfrontiert. Sie müssen sich mit Xenophobie und Vorurteilen auseinandersetzen, die in Diskursen über die „Anderen“ (re)produziert werden. Dies geschieht innerhalb eines Repräsentationsregimes, das stark von orientalisierenden Gemeinplätzen besetzt ist, wie beispielsweise die „unterdrückte muslimische Frau“ (vgl. Ben Youssef Zayzafoon 2005: 1) oder aber auch „die sinnliche Erotik von OrientalInnen“ (vgl. Mernissi 2000: 60). Mit „orientalisierend“ ist ein homogenisierendes und essentialisierendes Reden über Menschen und Kulturen vom östlichen und südlichen Mittelmeerraum gemeint. Postorientalistische ForscherInnen wollen demnach das Bild des Orients dekonstruieren und aufzeigen, wie es durch westliche Wissensproduktion und dahinter liegenden Machtverhältnissen konstruiert und damit ein koloniales Repräsentationssystem geschaffen wurde (vgl. Al-Ali 2000: 22f). Der Ausgangspunkt des Orientalismus war in der Kolonialzeit, als mit wissenschaftlicher Unterstützung orientalisierende Diskurse dazu dienten, eine überlegene europäische Identität in Abgrenzung zu einer minderwertigen orientalischen zu schaffen und damit die Kolonisation der arabischen Welt zu legitimieren (vgl. Said 1981: 8-13). Solche Repräsentationssysteme bilden immer einen Rahmen, der die äußeren Bedingungen für Identitätsprozesse festlegt (vgl. Hall 1994: 26). Eine Konstruktion von Identität geschieht daher immer in Auseinandersetzungen mit der Repräsentation, die auf einer gesellschaftlichen Diskursebene wirkt. Bei einer vorurteilsbehafteten Repräsentation werden Bedeutungen begrenzt und geschlossen, die eigentlich im Fluss sind (vgl. Al-Ali 2000: 33).

Schiffauer hält in diesem Zusammenhang einen Anerkennungskampf fest, den MigrantInnen in der Mehrheitsgesellschaft führen (vgl. Schiffauer 2000: 300). Die

Methode um Definitionsmacht über sich selbst zu erhalten und dadurch auch in der Gesellschaft anerkannt zu werden, bezeichnet Schiffauer als „Outing“. Dessen Ziel sei eine Grenzverschiebung der gesellschaftlichen Normalität, indem diskriminierte Aspekte einer Minderheit inszeniert werden. Schiffauer führt als Beispiel die traditionelle Bekleidung der Fundamentalisten mit Kaftan und Turban an, mit dem sie sich in der deutschen Öffentlichkeit zeigten und so auf sich und ihre Überzeugungen aufmerksam machten (vgl. Schiffauer 2000: 295). Damit wollten sie sichtbar werden und ihre Andersartigkeit zur Schau stellen. Dies sei eine Möglichkeit, für die eigene Anerkennung zu kämpfen und dadurch mehr Selbstbewusstsein zu erlangen (vgl. Pratt Ewing 2004: 137). Die Macht, die in Diskursen die gesellschaftliche Normen und gesellschaftliche Positionen bestimmt, wird auch über Kultur zum Ausdruck gebracht. Deren Zusammenhang stellt Marchart anschaulich dar in seinem „magischen Dreieck“ aus Kultur, Macht und Identität. So ist die Kultur ein Medium von Macht, der Boden, auf dem Identität konstruiert und ein Werkzeug, mit dem Identität installiert wird. Kultur kann also auch als politische Kategorie angesehen werden, die es in Analysen zu entschlüsseln gilt. Dabei wird soziale Identität immer in Verhältnissen von Dominanz und Unterwerfung artikuliert. Durch eine Analyse der Identität käme man laut Marchart über die Kultur auf die dahinter liegenden politischen Machtverhältnisse, die eine Gesellschaft strukturieren (vgl. Marchart 2008: 33f). Diese Machtverhältnisse strukturieren das Repräsentationsregime und so ist der darin stattfindende „Kampf um Positionen“ auch ein „Ring um Hegemonie“. (vgl. Hall 1994: 12). Um dies besser zu verstehen, ist das Konzept gesellschaftlicher Hegemonie von Gramsci wichtig. Nach ihm spielt Kultur eine wichtige Rolle als Herrschaftsmittel, da in der zivilen Gesellschaft Herrschaft nicht durch Repression ausgeübt wird, sondern durch Übereinstimmung (vgl. Said 1981: 14). Kultur ist dabei ein wichtiges Mittel, um diese Übereinstimmung herzustellen und damit eine Hegemonie zu begründen. Mit dem Begriff „Hegemonie“ meint er eine konsensuale Herrschaftsform, bei dem die Mächtigen keine Repression anwenden müssen, um ihre Herrschaft zu verteidigen, sondern sie können die Gesellschaft überzeugen, dass ihre Interessen im Interesse der Allgemeinheit sind. Dieser Ansatz ist wichtig, um die Verbindung zwischen Politik - also Machtverhältnissen - und Kultur zu

analysieren (vgl. Marchart 2008: 81). Eine Ausdrucksform von Hegemonie ist es nun, die Stimmen der Marginalisierten aus dem öffentlichen Diskurs auszuschließen. (vgl. Gutierrez Rodriguez 2003: 31). Ich möchte Kultur dabei nicht als essentialistisches Aufzeigen von Unterschieden begreifen, sondern als ständig verhandelten und instrumentalisierten Ausdruck von Macht.

„Cultures are invented and maintained to express relations of power. Just as the “Muslim woman” is invented to negotiate European identity or national identity in the discourse of Orientalism or Arab nationalism, cultural differences are also invented to negotiate one’s place and identity.” Cultural identity emerges from contestation, from setting oneself against another.”(Harrow zitiert nach Ben Youssef Zayzafoon 2005:2)

Kultur wird demnach produziert, erfunden, auferlegt und transformiert. Dies geschieht aus einer hegemonialen Position heraus, von der aus Differenzen artikuliert werden (vgl. Ben Youssef Zayzafoon 2005: 183). Für meinen Forschungsprozess ist es wichtig zu reflektieren, dass ich mich innerhalb dieser Diskurse um die „Anderen“ befinde, um nicht durch meine Forschung Differenzlinien und orientalisierende Diskurse zu reproduzieren.

4.2 Verbindungen von MigrantInnen zum Herkunftsland

MigrantInnen haben neben ihrem Leben im Aufnahmeland einen zweiten Kontext, der wichtig ist für sie: Ein Gefühl der Zugehörigkeit kann man auch mit einer vorgestellten Gemeinschaft verbinden, die die Person vielleicht nur aus Erzählungen von anderen Menschen kennt. Dadurch konstituiert sich nach Anderson (1991: 6f) eine „imagined community“, die als Vorstellungswelt auch den Identitätsprozess von Menschen beeinflusst (vgl. Hall 1994: 37). Solche Konzepte von vorgestellten Orten der Gemeinschaften sind nicht an ein bestimmtes Territorium gebunden, sondern auch für weit zerstreute Diaspora anwendbar. Dies geschieht beispielsweise, wenn die zweite Generation von Einwanderern ihre „Heimat“ mit dem Herkunftsort der Eltern verbindet, den sie selbst jedoch gar nicht gekannt hat. So kann eine Verbindung zwischen Generationen von MigrantInnen und dem ursprünglichen Herkunftsort ihrer Familien entstehen, die rein symbolischer und imaginierter Natur ist. Neben dieser

vorgestellten Verbindung zum Herkunftsland oder Orten kann man bei MigrantInnen auch reale Verbindungen zum Herkunftsland feststellen:

Im Zuge der Beforschung von kultureller Globalisierung (vgl. Appadurai 1996: 16) haben Glick- Schiller, Basch und Szanton Blanc, drei U.S.-amerikanische Ethnologinnen, einen neuen Analyserahmen für Migration erarbeitet. Für sie rücken die transnationalen Verbindungen von MigrantInnen in den Fokus, um globale Migrationsphänomene zu beschreiben. Ihrer Meinung nach spannen MigrantInnen transnationale Netzwerke auf, die die soziale Welt auf einer globalen Ebene strukturieren. Transnational beschreibt dabei ein „über die nationalen Grenzen hinaus Gehen“, ein Phänomen der Globalisierung, bei dem durch den globalen Druck des Kapitals der Nationalstaat unwichtiger wird (vgl. Glick ,Schiller et al. 1995: 49). Als transnational können

„diejenigen Interaktionen zwischen Individuen, Gruppen, Organisationen und Staaten bezeichnet werden (...), die über Grenzen hinweg agieren und dabei gewisse über den Nationalstaat hinausgehende Strukturmuster ausbilden.“ (Kaelble et al. 2002: 9)

Die Autorinnen um Glick Schiller prägen nun den Begriff „transmigrant“, um den transnationalen Raum zu betonen, in dem sich MigrantInnen bewegen:

„Transmigrants are immigrants whose daily lives depend on multiple and constant interconnection across international borders and whose public identities are configured in relationship to more than one nation-state.“ (Glick Schiller et al. 1995: 48)

Hier werden die strukturellen Verknüpfungen zwischen dem Herkunfts- und dem Aufnahmeland der MigrantInnen wichtig, die einen transnationalen Raum konstituieren (vgl. Pries 1997: 17) und damit auch Teil der Identität von MigrantInnen werden. Solche Verbindungen können erweiterte Familiennetzwerke sein, in denen eine Familie auf mehrere Länder verteilt lebt und sich gegenseitig durch den Austausch von Ressourcen unterstützt. Auch können die Verbindungen von unternehmerischer Natur sein, wenn MigrantInnen beispielsweise Import-Export Firmen gründen und dabei die beiden Kontexte mit wirtschaftlichen Tätigkeiten verbinden. Politische Initiative kann eine andere Form von Verbindung darstellen, wenn MigrantInnen in ihrem Herkunft- oder

Aufnahmeland zum politischen Faktor werden und auf die Politik Einfluss nehmen oder Institutionen gründen (vgl. Glick Schiller et al. 1995: 54ff). All diese Vernetzungen werden durch die neuen technischen Transport- und Kommunikationsmöglichkeiten begünstigt und forciert. KritikerInnen dieses Ansatzes meinen, Migration werde als zu positiv dargestellt und unterschläge die Probleme, mit denen sich MigrantInnen tagtäglich auseinandersetzen (vgl. Strasser 2009: 61). Nichtsdestotrotz finde ich einen transnationalen Analyserahmen für mein Vorhaben unentbehrlich, da er beide Territorien einer Migrationsgeschichte (und seien es nur imaginierte Territorien) in die Untersuchung miteinbezieht.

4.3 Zusammenfassung zu gesellschaftliche Bedingungen

Ein Identitätsentwurf wird immer in Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Repräsentationsregime im Aufnahmeland von MigrantInnen gestaltet, das nach Hall mithilfe von Diskursen Wahrheit, Normalität und Bedeutungen erschafft. In diesem Regime herrscht ein Machtungleichgewicht, das MigrantInnen und deren Nachkommen laut Spivak durch Unsichtbarkeit und Nicht-Gehört-Werden an den Rand drängt, was einen eingeschränkten Einfluss auf die Repräsentation zur Folge hat. Muslime in Österreich sehen sich mit Diskursen um Xenophobie und Orientalismen konfrontiert, welche sie mit Prädikaten wie, die „Anderen“, „Sinnlichkeit“ oder „Frauenunterdrückung“ belegen. Dabei wird die muslimische und orientalische Zugehörigkeit als dominierend eingestuft und vereinheitlichend aufgefasst. Die Unsichtbarkeit der Betroffenen in diesem öffentlichen Diskurs ist Ausdruck einer hegemonialen Herrschaftsform unter Berufung auf Gramsci, bei der die Vorherrschaft durch einen Konsens in der Gesellschaft hergestellt und über Kultur verbreitet wird. Der Konsens besteht in diesem Zusammenhang aus Vorurteilen und kulturellen Zuschreibungen gegenüber Immigranten und Muslime, auf den diese keinen Einfluss haben.

Zum Herkunftsland bestehen, als weitere gesellschaftliche Bedingung von Identität in unterschiedlichen Generationen, neben einer vorgestellten Zugehörigkeit auch reale Verbindungen. Solche strukturellen und übernationalen Verknüpfungen

zwischen Herkunft- und Aufnahmeland können einen transnationalen Raum (Pries) konstituieren.

5 Identitätsprozesse

Nach den oben beschriebenen kollektiven Gruppen und den äußeren gesellschaftlichen Bedingungen, die den Referenzrahmen für Identitätsentwürfe bilden, werden nun persönliche Aushandlungsprozesse von Identität auf einer prozessorientierten subjektiven Ebene thematisiert. Es soll mit der nötigen theoretischen Tiefe dargestellt werden, wie Identitätsprozesse ablaufen und Identitäten sich ändern können.

5.1 Gleiten der Signifikanten

Identität ist bei Hall immer ein „Prozess, eine Produktion, die niemals vollendet sein wird“ (Hall 1994: 26). Mit dem Ende eines einheitlich kohärenten Subjekts postuliert er eine „fragmentierte“ und wie das Subjekt „zerrissene“ Identität (vgl. Hall 1994:10), die zwar als natürliche Einheit dargestellt wird, aber eigentlich das Ergebnis eines „naturalisierten, überdeterminierten Prozesses der ‚Schließung‘“ ist. (Bhaba 2000; zitiert nach Hall 2004:172). Hall plädiert dafür, diese Schließung nicht zu vollziehen, sondern Identität als geöffnetes Momentum einer Person zu sehen. Die dafür zugrunde liegenden theoretischen Betrachtungen stammen von französischen (Post)Strukturalisten wie Saussure und Derrida und ihrer Trennung der Sprache in Signifikat und Signifikant, die den Worten erst Bedeutung verleiht:

„Um Bedeutungen zu produzieren, können wir die Sprache nur benutzen, indem wir uns nach den Regeln der Sprache und den Bedeutungen unserer Kultur positionieren. Sprache ist ein gesellschaftliches, kein individuelles System.“ (Hall 1994: 196)

Die Wortbedeutung entsteht durch eine binäre Position innerhalb des Wortes, dass sich auf einen größeren Kontext bezieht:

„Gemäß (...) Saussure (...) entsteht die Bedeutung eines sprachlichen Elements (sein „Wert“) nur durch seine differenzielle Positionierung innerhalb einer Totalität von Elementen.“ (Saussure, zitiert nach Marchart 2008: 71)

Differenz und der Bezug zu einem ganzem konstituiert demnach die Bedeutung eines Wortes. So macht beispielsweise das Wort Münze nur durch den Kontext des Währungssystems einen Sinn (vgl. Marchart 2008: 71). Bedeutungen sind dabei nie eindeutig, wobei dieser Prozess als „Gleiten der Signifikanten“ (Hall 1994:77) beschrieben wird. Dies besagt, dass sich die Signifikanten immer verschieben können und somit das Sprachsystem einen neuen Sinn für ein Wort produzieren können. Es gibt also keine fixierte sprachliche Bedeutung für einen Gegenstand, sondern diese Bedeutung kann sich durch einen Prozess immer verändern. Derrida veränderte das französische Wort „difference“ zu „différance“ (Derrida, vgl. Hall 1994: 33/75), um die Bedeutung des „Verschiedenseins“ durch die Bedeutung des „Aufschiebens“ zu erweitern. Damit wollte er ausdrücken, dass Sprache sowohl von Differenz als auch von einer sich immer verschiebenden Bedeutung abhängt. Norris (1982: 32) meint dazu: „Es ist der Gedanke, daß Bedeutung durch das Spiel der Signifikation immer aufgeschoben ist, vielleicht bis zu dem Punkt einer endlosen Ergänzbarkeit“ (zitiert nach Hall 1994: 33).

Dieses Verständnis verwendete Hall für seine Konzeption von Identität, indem er die gleitenden und aufgeschobenen Bedeutungen der Sprache auf die Identität übertrug. Deshalb ist eine Identität nie abgeschlossen, da sich ihre Bedeutung immer verändern kann. Der aktuelle Ausschnitt der Bedeutung, den man an einer Person „sehen“ kann, ist nur eine kleine Unterbrechung, eine strategische Positionierung, während der Prozess der Bedeutungsverschiebung endlos weitergeht (vgl. Hall 1994: 34). Dieses sogenannte „Spiel der Differenz“ (Hall 1994: 32) lässt eine Lücke in der Zuschreibung der Bedeutung, durch die sich auch Imaginäres (vgl. Hall 1994: 36) in die Bedeutung „einschmuggeln“ kann, damit eine Identität immer verschoben und folglich verändert werden kann.

5.2 Subjektpositionen

Ein wichtiger Moment in einem Identitätsprozess ist die Positionierung des Subjekts in Beziehung zu Differenzkategorien. Subjektpositionen sind beispielsweise „Rasse“/ Ethnizität, Geschlecht/ Sexualität, Klasse sowie Religion, Alter, etc. (vgl. Cinar et al. 2000: 155). Sie entstehen durch ein „Vernähen“ von

Position und Subjekt durch die Methoden der Anrufung und Identifikation (vgl. Hall 2004: 173f):

„In der Alltagssprache bedeutet Identifikation, seine Abstammung, Herkunft kenntlich zu machen; oder sie verweist auf Eigenschaften, Merkmale, die man mit einer anderen Person oder mit Gruppen teilt, oder auf die Übereinstimmung mit einem Ideal und der natürlichen Schlussfolgerung, Solidarität und Bindung auf dieser Grundlage zu etablieren.

*Im Gegensatz zum ‚Naturalismus‘ dieser Definition sieht der diskurstheoretischen Ansatz Identifikation als Konstruktion, als ein Prozess, der niemals abgeschlossen ist, immer ‚prozesshaft‘ bleibt.“
(Hall 2004: 168f)*

Die Summe der Subjektpositionen, die ein Individuum einnimmt, bildet dann seine Identität, wobei eine Investition in eine andere Subjektposition eine Identifikation darstellt und die Identität verändert. Diese Investition können starke Gefühle sein, die mit einer Position verbunden werden oder auch eine bewusste Inszenierung dieser Position. Ein Identitätsprozess kann so als eine Neupositionierung betrachtet werden (vgl. Hall 1994: 30).

Ein weiterer wichtiger Punkt in einem Identitätsprozess wird von Cinar et al. erwähnt, nämlich die „situative Hierarchie“ von Subjektpositionen, die Menschen einnehmen (vgl. Cinar et al. 2000: 155). Der Ansatz geht von unterschiedlichen Subjektpositionen aus, die sich bei jeder Person unterschiedlich und in unterschiedlichen Situationen anders verknüpfen und horizontal übereinander lagern. Je nach Situation und Interaktionen entsteht eine andere hierarchische Ordnung von Subjektpositionen, da jeweils andere Positionen wichtiger werden. Die Subjektpositionen werden hier wie bei Hall als Differenzkategorien aufgefasst, jedoch ist die Besonderheit bei diesem Konzept, dass verschiedene Positionen in einer hierarchischen Beziehung zueinander stehen und deren Wichtigkeit ständig wechselt. Bei Hall kommt eine hierarchische Gliederung dagegen nicht vor. Als Beispiel für situative Hierarchie werden aus einer empirischen Forschung über Identitätsprozesse bei jugendlichen MigrantInnen zwei Mädchen in einer Gruppendiskussion angeführt, die eine unterschiedliche Herkunft und andere Religionen besaßen, deren Meinung über Religion im Alltag aber ähnlich war. So glichen diese beiden Mädchen einander in ihren Anschauungen mehr als den

anderen Mädchen in der Diskussion, die jeweils den gleichen Religionen angehörten (vgl. Cinar et al 2000: 169f). Dadurch verschoben sich die Subjektpositionen und die oberste Priorität hatte nicht mehr die Art der Religion, sondern der Umgang mit Religion im Alltag, was sich als wichtigstes Differenzkriterium offenbarte, wichtiger als die Religion selbst. Die Frage, die sich diese ForscherInnen vor der empirischen Untersuchung stellten, war, wann Subjektpositionen zu einem wichtigen politischen und gesellschaftlichen Unterscheidungsmerkmal werden, und wann sie irrelevant werden, wie beispielsweise die Unterscheidung von Protestanten und Katholiken heute im Gegensatz zur Zeit des 30-jährigen Krieges (vgl. Cinar et al. 2000: 155).

Es ist also die Frage nach der in der Hierarchie gerade wichtigsten Subjektposition, durch deren Wechsel sich eine Identität verändert.

5.3 Selbstpräsentation

Wie im Kapitel drei kurz angedeutet, gibt es bei Identitätsprozessen natürlich auch unterbewusste Prozesse, die eine Rolle spielen. Dies sind psychologische Mechanismen, die sich auf das Subjekt auswirken und oft auf der unbewussten Ebene stattfinden. Diese unbewussten Prozesse treffen mit diskursiven Identitätsprozessen zusammen. Pratt Ewing kritisiert an Theorien über Identität von Hall, dass Prozesse im Unterbewusstsein bei ihm nicht vorkommen und unternimmt selbst einen Versuch, dies zu ergänzen (vgl. Pratt Ewing 2004: 120). Dafür führt sie das Konzept der Selbstpräsentation als Ergänzung zur herkömmlichen Idee von Identität ein. Identität als

„assumption of categories that are explicitly articulated by the individual and others, in part because they are constituted in public discourse such as the law, popular culture, and ideologies. Identities would, then, include such categories as “woman” “educated person”, “Turk”, “immigrant”, etc.” (Pratt Ewing 2004: 130)

ergänzt sie durch emotionale, historische und körperliche Beziehungen zu den oben genannten Identitäten. Diese beiden Aspekte zusammen bilden die Selbstpräsentation. Persönliche Erfahrungen und wiederkehrende Verhaltensmuster im Kontakt zu anderen Personen sind also für dieses Modell

wichtig, genauso wie Klassifizierung von Attributen bei der Selbstbeschreibung wie „klug“ oder „dumm“ (vgl. Pratt Ewing 2004: 130). Die Selbstdarstellung durch Erfahrungen und Attribute hat laut Pratt Ewing die Funktion, zwischen widersprüchlichen Identitäten zu vermitteln. (vgl. Pratt Ewing 2004: 134f). Pratt Ewing versteht unter Identität neben der Summe aller Differenzkategorien, die Hall als Subjektpositionen bezeichnen würde, auch eine kohärente Entität, wie sie in den psychologischen Ansätzen zur Identitätsforschung angewendet wird. Das Subjekt möchte die Widersprüchlichkeit in Bezug auf die eigene Person auflösen und strebt durch Narrationen und Attributen nach einem einheitlichen, kontinuierlichen und kohärenten Bild des Selbst (vgl. Eikelpasch/ Rademacher 2004: 26). Widersprüchliche Identitätskategorien können demnach zu identitätsbezogenen Veränderungen führen, da in einem unterbewussten Prozess ein kohärentes Selbstbild erarbeitet werden muss. Wegen der Unsichtbarkeit dieser unbewussten Prozesse muss besonders auf Erzählungen von Personen über sich selbst geachtet werden, also auf die Selbstpräsentation, um Verknüpfung zwischen Unterbewusstsein und Identitätsverhandlungen zu sehen (vgl. Pratt Ewing 2004:139).

Pratt Ewing betont also, dass widersprüchliche Zugehörigkeiten unbewusst so vermittelt werden, dass eine kohärente Selbstpräsentation nach außen erfolgen kann. Dies spiegelt auch einen Identitätsprozess wider.

5.4 Zusammenfassung zu Identitätsprozessen

Identität ist also nicht als geschlossen zu betrachten, sondern analog der Trennung der Sprache in Signifikat und Signifikant mit einer Lücke für Bedeutungsverschiebungen zu sehen, durch die sich eine Identität verändern kann. Sich in einem Identitätsprozess zu positionieren, heißt, sich zu bestimmten Kategorien zugehörig zu fühlen, sich also mit gewissen Subjektpositionen zu identifizieren. Dies erfolgt laut Hall nach einer Anrufung und durch eine Identifikation mit der neuen Subjektposition, die mit Gefühlen verbunden ist. In einem Identitätsprozess kommt es zu Neupositionierungen, wobei die

verschiedenen Subjektpositionen hierarchisch gegliedert sind. Diese „situative Hierarchie“ (Cinar et al.) bedeutet, dass manche Subjektpositionen in bestimmten Situationen wichtiger und dominierender werden als andere.

Außerdem ist eine Selbstpräsentation laut Pratt Ewing nach außen als Zusammenspiel zwischen Identitätskategorien und persönlichen Erfahrungen auf emotionaler und körperlicher Ebene ein Mittel, um in einem unbewussten Prozess zwischen widersprüchlichen Identitätskategorien zu vermitteln und ein kohärentes, logisches Selbstbild zu entwerfen. Dies stellt auch eine Veränderung des eigenen Selbstverständnisses dar.

6 Eigene Konzeption von Identität

Um die zusammengetragenen Identitätstheorien für meine Untersuchung fruchtbar zu machen, soll im Folgenden eine eigene Herangehensweise an das Thema gefunden werden: Identitäten sind in einem ständigen Wandel begriffen und können weder als abgeschlossen noch als kohärent betrachtet werden. Durch diese Wandlungsfähigkeit sind sie offen für Anrufungskräfte im Sinne Althusser, die z.B. aus Revolutionen erwachsen können. Da sich in einer solchen Situation einer verdichteten Kommunikation (Kaelble) neue Narrationen über die Nation herausbilden, können diese über Identifikation eine Rolle in Identitätsprozessen spielen. Identitäten setzen sich aus kollektiven Zugehörigkeiten und Abgrenzungen, die sich auf Subjektpositionen wie Geschlecht, „Rasse“, Klasse, usw. beziehen und aus einer individuellen Inszenierung und Selbstpräsentation, zusammen. (Pratt Ewing) Ein Subjekt positioniert sich ständig je nach Situation auf Schnittpunkten der Differenzkategorien. Dabei können sich Subjektpositionen auch widersprechen und je nach Situation laut Cinar et al. einer anderen hierarchischen Ordnung folgen, je nachdem welche Differenzlinie als dominierendes Abgrenzungsmerkmal zu einer anderen Gruppe wahrgenommen wird. Kultur ist eine Subjektposition unter vielen, die nicht unbedingt die entscheidende ist, aber oft für Abgrenzungen missbraucht wird. „Hybridität“ als Konzept kann deshalb nur verstanden werden als widersprüchliche oder unterschiedliche kulturelle Subjektpositionen neben vielen anderen und nicht als Vorstellung, dass das Subjekt von zwei verschiedenen Kulturen strukturiert ist. Ich gehe also von Differenzkategorien aus, bei denen das Subjekt aber bis zu einem gewissen Grad eine strategische Positionierung einnehmen kann und nicht vollständig durch Differenzen determiniert ist.

Dieses Konzept soll nun im empirischen Teil der Arbeit Anwendung finden.

7 Empirie-Teil

Zwischen dem 28.07.2012 und dem 06.10.2012 wurde die empirische Arbeit mithilfe von Interviews durchgeführt. Parallel liefen die Aufbereitung und Auswertung des gewonnenen Textmaterials mit einem Codierleitfaden, anschließend wurde die Auswertung mit den Theorie-Inhalten interpretiert.

7.1 Durchführung der empirischen Forschung

7.1.1 Auswahl und Beschreibung des Samplings

Insgesamt wurden sechs Interviews mit unterschiedlichen Befragten durchgeführt und danach vollständig transkribiert. Ich habe junge Leute interviewt, die alle zwischen 24 und 30 Jahren alt sind und in Wien leben. Eine Befragte (K.) ist selbst vor zehn Jahren nach Österreich migriert, H. ist Halbägypter mit einer österreichischen Mutter, zu der er als Jugendlicher zog, nachdem er seine Kindheit beim Vater in Ägypten verbracht hatte (vgl. H 2012: 1). Alle anderen leben in der 2. Generation in Österreich oder sind als Kleinkind hergekommen und besitzen die österreichische Staatsbürgerschaft. Bis auf eine Frau aus Tunesien haben alle ihre Wurzeln in Ägypten. Ein arabischer Dialekt war die Muttersprache von allen Befragten und die Deutschkenntnisse waren bei den meisten perfekt oder in Ordnung. Insgesamt wurden vier Frauen und zwei Männer interviewt. Nach einigen Interviews, anfänglich nur mit Frauen, änderte ich mein Sampling und interviewte auch Männer. Es zeigte sich nämlich, dass es für die befragten Frauen nicht sehr relevant war, dass Demonstrantinnen stark in den Medien präsent waren. Da es meine Annahme vor der Forschung war, dass sich besonders Frauen durch die weibliche Präsenz in der Berichterstattung angesprochen fühlen, änderte ich nach den ersten Interviews mein Sampling. Insgesamt waren von den sechs Befragten zwei in keiner akademischen Ausbildung, sondern hatten oder machten gerade Matura. Die übrigen studierten Orientalistik/Arabistik, Politik oder Wirtschaftswissenschaften. Mein Sampling war also durch ein hohes

Bildungsniveau und andauernde Lernprozesse geprägt. Bis auf eine Person, die mit ihren drei Kindern zu Hause war, arbeiteten alle anderen in unterschiedlichen Berufsfeldern wie Übersetzung, Kindergartenerziehung, Promotion, Stipendien-Beratung. Zwei Personen hatten Kinder. Meine Auswahlkriterien für die Suche nach Interview-PartnerInnen waren:

Alter zwischen 15 und 35 Jahren, arabischer Migrationshintergrund aus Ländern, in denen es 2011 politische Umstürze gab, in Wien lebend, anfangs auch noch weiblich. Dabei war es mir egal, ob es sich um Personen aus der ersten oder einer nachfolgenden Migrationsgeneration handelte.

7.1.2 Zugang zum Feld

Als sogenannte Gatekeeperin fungierte eine befreundete Studienkollegin, die mir mit ihren Kontakten den Zugang zum Feld öffnete. Durch die ersten Kontakte ergaben sich neue und auch, wenn jemand nicht bereit war mir ein Interview zu geben, half er oder sie mir mit anderen Kontakten weiter. Durch dieses persönliche Netzwerk empfand ich den Zugang zum Feld als sehr leicht. Ein anderer Zugang ergab sich über MigrantInnen-Vereine in Wien, durch die ich über mehrere solcher Institutionen auf weitere Interview-PartnerInnen stieß und dabei wieder persönliche Netzwerke in Anspruch nahm. Es fiel auf, dass über persönliche Netzwerke und MigrantInnen-Organisationen der Zugang viel leichter war als über österreichische Organisationen, die mit MigrantInnen arbeiten. Hervorzuheben war die große Hilfsbereitschaft der Befragten bei der Suche nach neuen Interview-Partnerinnen, da diese selbst in ihrem Umfeld Leute ansprachen und mir weitere Kontakte vermittelten. Grundsätzlich stieß ich auf eine große Bereitschaft sich an den Interviews zu beteiligen, was angesichts des Themas „Identitätsprozesse“ nicht selbstverständlich war. Das Interesse am Arabischen Frühling und die Tatsache, dass manche selbst in der Diplomarbeitsphase waren bzw. davor standen, war förderlich für die Bereitschaft zum Interview.

7.1.3 Interview-Durchführung

Bei den Interviews, die alle ungefähr eine Stunde dauerten, orientierte ich mich an einem teilstrukturierten Interview-Leitfaden, bei dem ich die Reihenfolge der

Fragen jeweils anpasste und je nach der Redefreudigkeit der Befragten mehr oder weniger mit Nachfragen eingriff. Es war mir dabei wichtig, erzählgenerierende Fragen zu stellen, um frei assoziierte Textteile mit Narrationen zu erhalten. Mit Nachfragen versuchte ich auch, weitere Dimensionen eines angesprochenen Themas herauszufinden. Am Ende der Interviews konfrontierte ich die Interview-PartnerInnen mit der Aussage eines Medienartikels, um zu argumentativen Äußerungen anzuregen.

Erzähl bitte kurz das Wichtigste über dich – die wichtigsten Stationen in deinem Leben?
Was waren 2011 die wichtigsten Ereignisse für dich persönlich?
Wie würdest du deine Zugehörigkeiten beschreiben? Zu welchen Gruppen fühlst du dich zugehörig? Hat sich durch den arabischen Frühling daran was verändert?
Wie hast du die Proteste im arabischen Raum erlebt?
Was hat sich bei dir dadurch verändert? – persönliche Auswirkungen? Hast du wegen der Proteste etwas anders gemacht als bisher (z.B. Aktivitäten, Kontakte, Veranstaltungen)? - Hat sich in Österreich was verändert? (mit Leuten ohne Mig.-hintergrund, mit Leuten mit Mig. –Hintergrund) - Hat sich im Hinblick auf arabische Länder etwas verändert? (z.B. Kontakte)
Welche Rolle haben Frauen in der Medienberichterstattung über die Revolution für die gespielt? Ist es für dich von Bedeutung?
Was sind für dich die Ursachen der Proteste?
Zeitungsartikel: Ägypten nach den Wahlen; Mehrheit der „Islamisten“; Angst der Autorin, dass Frauenrechte eingeschränkt werden (vgl. Sholkamy: 2012); Wie schätzt du diese Meinung ein?

Tabelle 1: Interview-Leitfaden

Die Interviews wurden nach der Durchführung vollständig transkribiert.

7.2 Analyse des Textmaterials

7.2.1 Codierung

Für die Auswertung wurde nach einem Vorschlag von Schmidt (2008: 447ff) und Mayring (2008: 471ff) theoriegeleitete Auswertungskategorien mit Kategorien aus dem Textmaterial verbunden und damit ein Codierleitfaden erstellt. Alle Interview-Transkripte wurden nach diesen Hauptkategorien codiert, d.h. „entsprechende Textpassagen eines Interviews (sind) einer Kategorie zuzuordnen“ (Schmidt 2008: 450).

Politisches Selbstverständnis
Relevanz des Themas Arabischer Frühling
Engagement
Vernetzung
Aktivitäten
Mitgliedschaft in Organisationen
Politische Kompetenzen
Kollektive Zugehörigkeiten
Selbstbeschreibung: Betonung von Anders- oder Gleichsein
verschiedene Gruppen
Gesellschaftliche Anerkennung oder Ablehnung
Fremdzuschreibungen (Ablehnung)
Diskriminierungen (Ablehnung)
Lob von ÖsterreicherInnen ohne Mig-hintergrund (Anerkennung)
Medienberichte über ägyptische Demonstrantinnen als Gegenbild zu unterdrückter Muslima (Anerkennung)

Tabelle 2: Codierleitfaden

Nach dem Leitfaden wurden nun verschiedene Ausprägungen der Hauptkategorien festgelegt, um die verschiedenen Fälle miteinander vergleichen zu können und evtl. quantifizierbar zu machen:

Politisches Selbstverständnis	
Unpolitisch	keinerlei Interesse
Resigniert	ursprüngliches Interesse durch negative Erfahrungen verloren
politisch interessiert	aktiver Medienkonsum, politische Diskussionen, passive politische Kompetenzen
politisch aktiv	Mitgliedschaft in Organisationen mit polit. Anspruch, politische Aktivitäten, aktive politische Kompetenzen
starker Aktivismus	Lebensinhalt, aktive politische Kompetenzen
Kollektive Zugehörigkeiten	
identitäre Selbstbeschreibung: Ich bin Ich Tunesierin im Ausland Wienerin mit ägyptischen Wurzeln Österreichisch-ägyptisch Wiener	
Gruppenzugehörigkeit (Ausprägung wichtig oder unwichtig)	
Religiöse Gemeinschaft Gender Ethnische (arabische) Zugehörigkeit Nationalität Diaspora Politische Gruppen	
Betonung von Anders- oder Gleichsein	
Gleichsein betont Fremdsein in beiden Ländern Ausländisch fühlen in Österreich	
Gesellschaftliche Anerkennung oder Ablehnung	

Diskriminierungserfahrungen, Kontakt mit Vorurteilen
Anerkennungserfahrungen

Tabelle 3: Ausprägungen der Hauptkategorien

Bei der Auswertung der Interviews wurde ein Auswertungsdokument erstellt, in dem zu den jeweiligen Hauptkategorien passende Textpassagen aus allen Interviews zusammengestellt wurden, um das Textmaterial untereinander vergleichbar zu machen. Mit diesem Dokument konnten die Interviews ausgewertet werden. Der Vergleich des Material wurde in drei Ebenen vorgenommen, die die Fragestellung miteinbeziehen sollten. Es wurde nach dem politischen Selbstverständnis und Kompetenzerweiterung, nach den kollektiven Zugehörigkeitsvorstellungen der Befragten und nach dem gesellschaftlichen Repräsentation, also gesellschaftliche Ablehnung und Anerkennung gruppiert. Bei allen Dimensionen wurde ein Augenmerk auf Änderungen seit dem Arabischen Frühling gelegt.

7.2.2 Auswertung

7.2.2.1 Politisches Selbstverständnis

Um das politische Selbstverständnis der Befragten genauer zu analysieren, wurde das Textmaterial neben der Relevanz des Arabischen Frühlings für die einzelne Person nach der Ausprägung von politischem Engagement untersucht. Außerdem wurden neue Kontakte der Befragten seit 2011 analysiert.

7.2.2.1.1 Politisches Engagement seit dem Arabischen Frühling

Für fast alle Befragten war der Arabischen Frühling das wichtigste Ereignis im Jahr 2011, das sogar vor der Geburt des eigenen Kindes oder eines Studienabschlusses genannt wurde:

„2011. Die Revolution, der arabische Frühling allgemein. Der war so wichtig, dass ich alles andere vergessen habe“ (E 2012: 4).

Man kann davon ausgehen, dass das Thema sehr relevant für die Befragten war. Alle sprachen sich für die Ziele der Revolution aus und waren gegen das alte Regime.

Es kam auch heraus, dass seit den Revolutionen das politische Engagement stark gestiegen ist. Drei von sechs Befragten sind sehr aktiv geworden, die vierte hat starkes wissenschaftliches Interesse an der Revolution. Auf die Frage, ob sich seit 2011 das Engagement verändert hat, nannten die Interview-PartnerInnen beispielsweise Folgendes:

„Aber jetzt hat das was mit dem arabischen Frühling zu tun, das ich sage okay, da will ich mich engagieren und da will ich etwas tun. Ich will den Leuten hier zeigen, warte mal, wir sind gar nicht so schlimm und gar nicht so böse“ (E 2012: 10).

„I: Hat sich da was verändert seit der Revolution? Zu deinem Verständnis von Politik. Wie engagiert du bist...“

Sch: Ja schon, vorher denkt man sich okay ich spende, z.B. jetzt denkt man sich, nein vielleicht kann ich mehr helfen, ich kann die Leute vielleicht mehr über Politik lehren, weil es auch Leute unten gibt, die wissen nichts über Politik. Z.B. ich hab mir gedacht, dass ich eine Facebook-Group machen kann, wobei man mehr über Politik schreiben kann, wo die Leute in einer leichten Sprache, die die Leute verstehen können, was das ist, wie sie mitmachen können.“ (Sch 2012: 6)

Bsp: „I: Und hast du dich davor politisch engagiert?“

K: Vorher meinst du? /vor 2010?/ Nein, überhaupt nicht.(...)

I: Aber jetzt?

K: Aber jetzt. Ich (hab) nicht ein anderes Thema. Überhaupt nicht. Sogar vorher habe ich immer Serien geschaut. Jetzt habe keine Zeit mehr Serien zu schauen. /wirklich?/ Ich habe überhaupt keine Zeit mehr.“ (K 2012: 3/4)

Man kann hier also von einer Politisierung sprechen. Alle Befragten hatten immer schon ein grundsätzliches Interesse an Politik oder an sozialen Belangen (vgl. Sch 2012:7, K 2012: 5/8, Sh 2012: 3, E 2012: 4, S 2012: 7), das aber oft gepaart war mit Resignation: *„Andererseits war es für mich interessanter, weil ich arabische Politik früher nicht so sehr verfolgt habe, weil sie eh sehr monoton war“ (E 2012: 4).*

„Ich denke immer an die anderen, die wirklich nichts haben. Wieso können sie so weiter ruhig bleiben? Da habe ich immer gewartet bis jemand anfängt. Ich bin immer dabei. Ich wollte schon. Aber dann mit der Zeit, Jahr für Jahr. Die Jahre vergehen.: Sage ich, okay, vergiss es. Das wird nichts“ (K 2012: 5).

Diese Resignation an den jahrelangen verkrusteten Regimes hat sich mit dem Beginn der Proteste im arabischen Raum in politische Begeisterung gewandelt und der Wunsch, dabei zu sein, kam auch bei manchen Befragten auf (Sch 2012:5; E 2012: 5/6). Die durch den Arabischen Frühling ausgelöste politische Mobilisation hatte bei einer Befragten sogar eine totale Identifikation mit der politischen Arbeit zur Folge, welche nun als Hauptlebensaufgabe neben Kindern und Haushalt angesehen wurde und mehrere Stunden tägliche Arbeit in Anspruch nimmt, manchmal bis nachts um drei Uhr. Das wurde auch deutlich bei der Wortwahl, die ein hohes Commitment suggerierte und an einen Kriegszustand erinnerte: „Kampf“, „verteidigen“, „gewinnen“, „Wir sterben zu Hunderten, aber nach uns leben noch 700 in Demokratie“ (K 2012: 1/5). Auffällig war, dass fast alle Befragten (5 von 6) aktiv in MigrantInnen-Vereinen oder in nordafrikanischen politischen Parteien mitwirkten. Dies ist auch hauptsächlich auf den Arabischen Frühling zurückzuführen (bei 4 von 6), da nur eine Person schon vorher in einer Organisation tätig war. Es wurden folgende Vereine genannt: Muslimische Jugend Österreich, Jugend für Ägypten, Nahda Partei Tunesien, ägyptisch – österreichische Jugend. Außerdem waren viele zusätzliche Aktivitäten nach der Revolution aktuell geworden . Grundsätzlich sprachen die Befragten neben Informationsgewinnung (mit Bekannten reden (vgl. S 2012: 3), und in Facebook informieren (vgl. Sh 2012: 3, H 2012: 4)) von sozialem Engagement: Z.B. Geldbeträge spenden (vgl. S 2012: 4) und Spenden sammeln (vgl. Sch 2012: 4), kleine Unterstützungsprojekte fördern(vgl. Sch 2012: 3), und verletzte ägyptische DemonstrantInnen in Wien besuchen (vgl. Sch 2012: 7). Aber auch politische Handlungen verstärkten sich: Z.B. sich an der Wahl beteiligen(vgl. E 2012: 6; K 2012:9), Wahlkampf betreiben, Überzeugungsarbeit in Ägypten (vgl. Sch 2012: 7)oder bei Exil-Tunesiern leisten (vgl. K 2012: 9), Demonstrieren gehen in Tunesien (vgl. K 2012: 9) oder in Österreich (vgl. Sh 2012: 4; H 2012 : 3), Demonstrationsmobilisierung (vgl. K 2012: 2), politische Meinungen in Facebook austauschen und diskutieren (vgl. E 2012: 11, K 2012: 3), Richtigstellen von Aussagen des Regimes, politische Texte schreiben, alternative Informationskanäle aufbauen (vgl. K 2012: 9), Podiumsdiskussionen mit Medieninteresse organisieren (vgl. E 2012: 11), verstärkt politische Veranstaltungen besuchen (vgl. Sh 2012: 4) oder organisieren

(vgl. Sch 2012: 4). Da die sozialen Tätigkeiten aber alle in Richtung Revolutionsförderung ausgerichtet waren, würde ich sie auch als politische Aktivitäten einordnen und sie als politische Tätigkeiten in einem weiter gefassten Sinn verstehen.

7.2.2.1.2 Vernetzung, Kontakte

Fünf von sechs Personen sind seit 2011 verstärkt bei Facebook aktiv, sie folgen Gruppen, die etwas mit dem Arabischen Frühling zu tun haben und in denen politischen Diskussionen stattfinden. Zwei Befragte hatten vor den Revolutionen im arabischen Raum keinerlei Interesse an Facebook, wie folgendes Zitat belegt:

„Ich kann mich erinnern auf Facebook, also ich war früher überhaupt kein Facebook-Fan, seit dem arabischen Frühling bin ich jeden Tag in Facebook“ (E 2012: 11).

Eine Person hat sehr viele neue Kontakte nach Tunesien über das Internet geknüpft, sie hat „Tausende“ neue Facebook-Freunde und kennt einige von ihnen mittlerweile persönlich (vgl. K 2012: 2). Dies ist aber eher ein Einzelfall, da vier von sechs Personen meinten, sie hätten keine neuen Kontakte nach Ägypten oder Tunesien, den Herkunftsländern ihrer Familien. Auch beim Kontakt zur ägyptischen oder tunesischen Community in Österreich waren die Antworten unterschiedlich. Zwei Personen betonten, dass sie seit dem Arabischen Frühling mehr Kontakt zur tunesischen Exilcommunity bzw. zur ägyptischen 2. Generation in Österreich haben. Im ersten Fall bezog sich die Befragte sogar auf die tunesische Diaspora in ganz Europa, zu der sie nun länderübergreifende Kontakte pflege:

„Und hier haben wir auch viel gearbeitet mit Leuten hier. Es gibt hier viele Tunesier in Wien, in ganz Österreich, in Frankreich. Haben wir auch miteinander gearbeitet. Die Leute, die Tunesier in Frankreich, hier, in allen europäischen Ländern haben wir miteinander gearbeitet.“ (K 2012: 6)

Im zweiten Fall sprach der Befragte über ein österreichisches Netzwerk:

„Und jetzt hat sich da irgendwie ein kleines Netzwerk entwickelt, was ich auch gar nicht so schlecht empfinde, weil wir im Endeffekt sind wir immer noch die 2. Generation. Irgendwo steht man mit einem Fuß noch unten. Es wäre cool, wenn Leute Kontakt zu uns suchen. Und es wäre cool, wenn wir zu den Leuten unten Kontakt“ (vgl. E 2012: 14)

In beiden Fällen stellte dies eine geografische Erweiterung dar, da vor dem Arabischen Frühling Kontakte zur jeweiligen Community nur in Wien stattgefunden hatten. Die neuen Kontakte nach Nordafrika und zur Auslandscommunity in Österreich seit der Revolution sind hauptsächlich durch ein geteiltes politisches Interesse charakterisiert (vgl. K 2012: 10; E 2012: 13):

“wenn man Interessen hat, sucht man sich Leute, die die selben Interessen haben. Das hat jetzt mit dem Frühling nichts zu tun. Das wird bei dir jetzt z.B. auch so sein, wenn du auf einmal entdeckst, schwimmen ist urcool, ich gehe jetzt jeden Tag schwimmen, wirst du jemanden suchen, der dich dabei unterstützt. Ist jetzt mit dem Frühling nicht anders“ (E 2012: 13).

Dies ist dem Umstand geschuldet, dass die Befragten sich mehr in Organisationen engagierten, die sich mit politischen Angelegenheiten beschäftigten. Wenn eine größere Vernetzung nach 2011 stattgefunden hat, war sie jedenfalls durch politisches Interesse gekennzeichnet. Die politische Organisation findet in Netzwerken statt mit einer losen Organisationsstruktur. Die meisten Befragten sagten, dass sie kein richtiges Mitglied seien, sie unterstützten aktiv nur wahlweise Aktion oder Veranstaltungen, die ihnen zusagten:

„Wir haben hier eine Gruppe, das ist „Jugend für Ägypten“, ich bin nicht ein so richtiges Mitglied, aber ich helfe gerne mit, wenn...“ (Sch 2012: 4).

Einige der Organisationen sind durch keine festen Struktur gekennzeichnet. Daneben engagierten sich Interview-Partner auch in politischen Organisation mit althergebrachten Strukturen.

7.2.2.1.3 Zusammenfassung zum politischen Selbstverständnis

Politik war bei den Interviewten ein wichtiger, ein alltäglicher und normaler Teil des Lebens geworden. Die Revolutionen im arabischen Raum waren dabei für die meisten sehr wichtig und führten oft zu einer Politisierung und einem Beitritt in verschiedene politische und soziale Institutionen. Es konnte ein vielfältiges soziales und politisches Engagement meist im Kontext nordafrikanischer Länder, aber auch in Österreich, festgestellt werden. Außerdem erfolgte oft eine persönliche und digitale Vernetzung, wobei Facebook eine herausragende Rolle zuteil wurde. Diese neuen Kontakte waren sowohl auf das Herkunftsland als auch

auf die ausländische Community in Österreich und Europa gerichtet und waren hauptsächlich politischer Natur. Ein grundsätzliches Interesse an politischen Zusammenhängen oder an einem Regimewechsel war bei den meisten meiner GesprächspartnerInnen schon immer gegeben, aber das Engagement folgte erst seit den arabischen Revolutionen, wie die Befragten die politischen Ereignisse im arabischen Raum 2011 gerne betitelten.

7.2.2.2 Kollektive Gruppen

Bei den Zugehörigkeiten wurden Selbstbeschreibungen der Befragten heraus gesucht, die eine Selbstpräsentation(vgl. Pratt Ewing 2004: 130) darstellten. Außerdem wurden die verschiedenen Gruppierungen festgehalten, zu denen die MigrantInnen sich zugehörig fühlten. In diesem Punkt ist es auch wichtig zu analysieren, ob sich die Befragten als „Fremde“ oder als „Gleiche“ sahen.

7.2.2.2.1 Selbstbeschreibung

Die Selbstpräsentation variierte von „Tunesierin im Ausland „(vgl. K 2012: 6) bis zu „Wiener, der aber von außen nicht anerkannt wird“ (vgl. E 2012: 1). Daneben beschrieben sich zwei Befragte als Wienerin oder Österreicherin mit ägyptischen Wurzeln oder als ägyptisch-österreichisch (vgl. S 2012:1/2; Sch 2012: 1/2) und eine Interview-Partnerin S. setzte auf der persönlichen Ebene an und meinte, sie sei in Österreich geboren und aufgewachsen, habe einen ägyptischen Background und verzichte damit eher auf kollektive Gemeinschaftsgefühle (vgl. S 2012. 2).

Es konnten viele unterschiedliche Gruppen festgehalten werden, zu denen sich die Befragten zugehörig fühlten:

7.2.2.2.2 AraberInnen

Vier von sechs Befragten sagten, dass ihnen die arabische Gemeinschaft wertvoll sei. Dabei betonten sie die Wichtigkeit der Stadt Wien, mit der Begründung, dass in Wien viele arabische Nationen vertreten seien und sie hier Freunde und Bekannte von verschiedenen Ländern hätten, was positiv aufgenommen wurde.

„Wien ist auch Multikultistadt. Ich hab von Kindheit an Freundinnen und Freunde aus aller Welt und aus dem arabischen Raum. Ich kenne auch z.B. tunesische Geschichte und Kultur, Dialekte kenne ich aus von

fast allen arabischen Ländern außer Marokko und Algerien“ (Sch 2012: 2).

Dadurch ergab sich eine Beziehung und eine Zugehörigkeit zum gesamten arabischen Raum. Auch die Sprache würde verbinden und eine Befragte sprach von einer gemeinschaftlichen „Essenz“, die allen AraberInnen gemein sei (S 2012: 2).

7.2.2.2.3 Nationalität

Nationale Identität, als ägyptische oder tunesische Identität wurde als wichtig empfunden. So wurde z.B. die „Vormachtstellung“ Ägyptens im arabischen Raum betont und Ägypten als „Arabic leaders“ dargestellt, die durch ihre pharaonische Vergangenheit etwas Besonderes seien (vgl. Sch 2012: 2) und der ägyptische Dialekt als Regional- und Mediensprache gälte (vgl. Sh 2012: 2). Bei der zweiten Generation konnte man auch feststellen, dass wegen des Arabischen Frühlings die ägyptische Nationalität wichtiger wurde:

„Manchmal schämt man sich dafür, dass das (politische System) so ist, so war. Aber seit Jänner 2011 fühlt man sich stolz, dass so was in Ägypten passiert“ (Sch 2012: 3).

Die veränderte Bedeutung zur nationalen Zugehörigkeit kam auch in Wien zum Tragen. Die ägyptischen oder tunesischen Communities gewannen an Gewicht bei den Befragten, da diese die Möglichkeit boten, sich für die politische Arbeit zu vernetzen.

„E: Wir haben uns jetzt gegenseitig gesucht und gefunden. Und wenn wir es auch nur über Facebook machen oder übers Telefonat oder so. Ich habe Ägypter aus Oberösterreich kennen gelernt. Ich wusste nicht, dass es dort Ägypter gibt. (beide lachen) Jetzt weiß ich es. Ich habe sie kennen gelernt. Ich kenne sie sogar persönlich. Ich habe ihre Telefonnummer am Handy. Ja, die Ägypter in Graz, ich weiß das mein Vater sie hauptsächlich kennt. Hat ausgerechnet zwei Kinder. Also die Freunde von meinem Vater, die in Graz leben, deren und deren Kinder kenne ich jetzt auf einmal.

I: Also quasi auch österreichweit sogar.

E: Genau. Also das ist wirklich jetzt so, dass wir zu einer Community werden. Das hat sich schon verändert. Das muss man schon sagen. Da hat sich schon etwas verändert. Das wir jetzt irgendwie zu einer Community in Österreich werden, wo wir versuchen uns gegenseitig zu stützen“ (E 2012: 13).

„Und jetzt hat sich da irgendwie ein kleines Netzwerk entwickelt, was ich auch gar nicht so schlecht empfinde, weil wir im Endeffekt sind wir immer noch die 2. Generation. Irgendwo steht man mit einem Fuß noch unten. Es wäre cool, wenn Leute Kontakt zu uns suchen. Und es wäre cool, wenn wir zu den Leuten unten Kontakt hätten“ (E 2012: 14).

In diesem Zusammenhang war das Zugehörigkeitsgefühl der zweiten ägyptischen Generation in Wien wichtig geworden: „Wir, die zweite Generation hier in Wien, haben versucht, etwas Gutes für Ägypten zu tun“ (Sch 2012: 3).

Nationale Zugehörigkeitsvorstellung mit Bezug auf Österreich wurden von drei Interviewten genannt. Dabei spielte vor allem die deutsche Sprache (eine Befragte redet sogar mit ihren Geschwistern Deutsch(vgl. Sh 2012: 1)) und auch die erwünschte oder erlangte Bildung eine bedeutende Rolle; Ziel war das Erreichen eines Abschlusses wie Matura oder Diplom. In Österreich zu leben eröffnete zwei der Befragten die Möglichkeit diese Bildungswege zu gehen, was ihnen sehr wichtig war. Sh. ordnete sich beispielsweise auch der Gruppe der StudentInnen und AbsolventInnen zu und sah sich als Europäerin (vgl. Sh 2012: 1). H. fühlte sich durch seine österreichische Mutter zu Österreich zugehörig (vgl. H 2012: 1). Zwei andere Befragte argumentieren mit der kommunale Ebene der Stadt Wien: *„Ich kenn mich (in Kairo) nicht so gut aus wie in Wien. Ich fühl, dass hier meine Heimat ist. Hier kann ich alles machen“ (Sch 2012: 1).*

7.2.2.2.4 Zweite Generation

Als weitere Gruppe wurde von einem Interviewpartner die „Zweite Generation - Ausländer“ in Wien als Zugehörigkeitsreferenz genannt.

„Gruppe der Ausländer gibt oder diese zweiten Generation. Da fühlt man sich dann viel wohler als irgendwo anders. Also da ist es dann eigentlich egal, welche Religion oder welche Sprache oder welches Land das ist. Sondern wir haben irgendwie alles etwas gemeinsam und zwar nämlich das wir die zweite oder dritte Generation in Österreich sind.“(E 2012: 1)

Bei dieser Gruppe spielten die gruppeninternen Unterschiede nur noch eine untergeordnete Rolle. Hier traf man auf eine gemischte Zusammensetzung des Freundeskreises:

„So meine Freunde sind eher von anderen Nationen, eigentlich gemischt bzw. eben auch Araber. Aber mit denen ich viel zu tun habe und so. Aber ägyptische Freunde eigentlich gar nicht so“ (Sh 2012: 5).

Auch die religiöse Zugehörigkeit ist für die Befragten von Wichtigkeit, wird aber verschieden eingeordnet.

7.2.2.2.5 Religion

Für vier Befragte hatte die Zugehörigkeit zum Islam und der islamische Raum ein großes Identitätspotential (vgl. S 2012: 2, Sch 2012: 2, K 2012: 8, H 2012: 1)), sie bekannten sich durch das Tragen eines Kopftuches offen zum Islam. Eine weitere Befragte meinte, sie sei zwar nicht so religiös, aber sie sehe sich auch als Muslima (vgl. Sh 2012: 1). Ein interviewter Mann war dagegen eher zwiegespalten und empfand das Muslimischsein als Zuschreibung von außen, nicht jedoch als echte Gemeinschaft. Die Religion stellte in seinen Augen keine echte Hilfgemeinschaft dar, obwohl er sich in gewisser Weise zugehörig fühlte. Grundsätzlich war für ihn Religion aber eine private Angelegenheit und er erklärte sich mit der kollektiven Zuschreibung als „Muslim“ nicht einverstanden (vgl. E 2012: 2):

„Wo ich immer wieder hineingezogen werde, sind Moslems natürlich. Moslems sind irgendwo, und dann kommt er an und sagt, Bruder, du bist Moslem, du gehörst irgendwie zu uns. (...) Ich glaube wirklich so zugehörig fühlen tut sich keiner wirklich so. Man tut sich's nur moralisch einreden, glaube ich. (...) Wenn man irgendwo ist und erfährt, der ist Moslem, da ist gleich so ein Zugehörigkeitsgefühl. (...) Ich versuche es weder zu verbergen noch irgendwie auf meine Stirn zu schreiben, weil es meine eigene persönliche Sache ist, ob ich jetzt Moslem bin oder nicht.“ (E 2012: 2)

Die religiöse Zugehörigkeit war jedenfalls ein wichtiger Teil in der Auseinandersetzung mit Identität bei den Befragten.

7.2.2.2.6 Gender

Da es im Interview auch um Frauenthemen ging, konnte man in der Analyse erkennen, für wen es wichtig war, eine Genderdifferenz zu ziehen und für wen diese unerheblich war. Für die zwei Frauen, die sich sehr stark mit dem Islam definierten und in Bezug auf Frauenthemen immer mit Verweis auf den Koran argumentierten, war eine Geschlechterdifferenzierung unerheblich. Weibliche

Demonstranten bei Protesten waren für sie normal und kein Grund, dies besonders hervorzuheben: *„Da differenzieren die Leute nicht zwischen Mann und Frau“ (S 2012: 5).*

Das Kopftuch wurde von einer Befragten als geschlechtsnivellierendes Werkzeug angesehen:

„Wenn ich raus gehe, will ich nicht, dass mich die Leute als Frau ansehen. (...) Ich beschütze alles was zeigt, dass ich eine Frau bin. (...) Ich bin (dann) für dich nicht eine Frau, ich bin ein Mensch“ (K 2012: 12).

„Wenn Demokratie da ist, gibt es nicht Frau und Mann. Alle dürfen gut leben und machen was (sie wollen)“ (K 2012: 11).

Im Gegensatz dazu konnte man bei den vier anderen Befragten eine Differenzierung der Geschlechter erkennen. Auf die Frage, ob es für sie persönlich von Bedeutung sei, dass Frauen in der Berichterstattung über die Demonstrationen im arabischen Raum eine große Rolle gespielt hätten, antworteten sie in einer geschlechterdifferenzierenden Art und Weise:

„Natürlich ist es wichtig (die Darstellung der Demonstrantinnen in den Medien), weil die Frau ein Teil der Gesellschaft ist(...), weil Frauen auch eine andere Sichtweise als Männer haben (...), Frauen sollen sich auch beteiligen und mitreden“ (Sh 2012: 6).

„Deswegen fand ich schön, dass die Frauen jetzt lautstark geworden sind. Das soll noch ruhig brutal werden (...)Und deswegen finde ich es schön, dass die ägyptischen Frauen jetzt wissen, wo sie hingehören, wissen, wo sie hin wollen. Und, dass sie dafür kämpfen“ (E 2012: 16).

Ein männlicher Befragter sprach auch von sexueller Belästigungen von Frauen in der Öffentlichkeit Ägyptens. Auffällig war, dass das Tragen des Kopftuches mehrmals als Zeichen der Emanzipation von Frauen gewertet wurde. Dazu muss man wissen, dass sich die arabischen Diktatoren oft mit der Durchsetzung von Frauenrechten geschmückt und mit einem eher laizistischen Staat gerühmt haben. In Tunesien war es unter Ben-Ali laut K. beispielsweise verboten, in der Öffentlichkeit ein Kopftuch zu tragen oder in der Moschee zu beten:

„Ich habe mit 18 Jahren begonnen, Kopftuch zu tragen, mit 19 bin ich hierher (nach Wien) gekommen. In diesem Jahr bin ich dreimal bei der Polizei gewesen, sie haben mein Kopftuch weggenommen“ (K 2012: 8).

K. klagte dabei Ben-Ali an, dass dieser die Frauenrechte nicht verfochten hätte, denn für sie ist das Tragen eines Kopftuches gleichbedeutend mit Frauenrechten:

„Als wir unbedingt in Tunesien Kopftuch tragen wollten, gab es Leute von Ben-Ali, die sagen, die sind von ihren Männern oder Eltern, Vätern unterdrückt, aber das war nicht die Wahrheit. Ich wollte (das Kopftuch), aber du hast mich unterdrückt, dass ich es nicht haben darf, du hast es verboten. Wo sind die Frauenrechte jetzt? Du hast die Frauenrechte ruiniert“ (K 2012: 11)!

Für sie war es ein Frauenrecht, das Kopftuch zu tragen und damit ein Zeichen von Emanzipation. Dabei vermischte sie Frauenrechte und religiöse Rechte und definierte sich dabei eher über die Religion als über eine geschlechterspezifische Differenz. E. sah das Tragen des Kopftuches einer Fernsehmoderatorin ebenfalls als Emanzipation an, da es diesen Moderatorinnen unter Mubarak verboten war, ein Kopftuch während der Sendung zu tragen (vgl. E 2012: 16/17).

7.2.2.2.7 Zusammenfassung zu kollektiven Gruppen

Es wurde gezeigt, dass die identitätsbezogene Selbstpräsentation der Befragten sehr unterschiedlich ausfiel. Neben Bindestrich- Identitäten (z.B. österreichisch-ägyptisch) wurden auch Selbstbeschreibungen getätigt, die sich nur auf das Herkunftsland bezogen. Manchmal wurde die eigene Beschreibung durch Zuschreibung von anderen Personen eingeschränkt - mit dem Effekt, dass die befragte Person in der Gesellschaft nicht so wahrgenommen wird, wie sie sich selbst sieht. Auch kommunale Bezüge auf Wien als Hauptreferenz für die eigene Identität wurden gemacht. Eine Person bezog sich nur auf die individuelle Ebene, nicht auf die kollektive. Es wurde auf mehrere Gruppen verwiesen, zu denen sich die Personen zugehörig fühlen: Viele fühlten sich als AraberInnen durch die Sprache und den Umstand, dass sie durch ihren Wohnort Wien viel Kontakt zu AraberInnen aus anderen Ländern haben. Nationale Zugehörigkeiten wie „ägyptisch“ oder „tunesisch“ waren wichtig und wurden durch den Arabischen Frühling zusätzlich betont, da für viele Befragte die länderspezifische Diaspora in

Wien, Österreich oder Europa als Quelle für politische Vernetzung wichtiger wurde. Neben der Gruppe der Zweiten Generation- MigrantInnen in Wien, die sich hauptsächlich über das „Fremd-Sein“ in der österreichischen Gesellschaft definierten, war auch die Religion ein Identitätskriterium. Alle Befragten bezogen sich auf die muslimische Religion, wenn auch manchmal ein ambivalent Verhältnis sichtbar wurde. Eine Zugehörigkeit durch die Kategorie „Geschlecht“ war bei den beiden Frauen, für die Religion sehr wichtig war, irrelevant, da sie Geschlechterdifferenz als unerheblich wahrnahmen. Die anderen Befragten bezogen sich dagegen auf das Thema „Geschlecht“ in einer differenzierenden Weise. Auffallend war, dass das „Kopftuch“ öfter als Zeichen von Emanzipation von Frauen erwähnt wurde.

7.2.2.3 Gesellschaftliche Aspekte in Österreich

Im Textmaterial fanden sich oft Stellen, in denen das Verhältnis der Interviewten zur österreichischen Mehrheitsgesellschaft zum Ausdruck kam. Themen dieser Textstellen waren gesellschaftliche Ablehnung, Fremdzuschreibungen, gesellschaftliche Anerkennung und das Gefühl des Fremdseins.

7.2.2.3.1 Ablehnung produzierende Ereignisse

Mehrere Befragte gaben an, dass sie mit vielfältigen Fremdzuschreibungen zu kämpfen hätten:

„als Teenager musste ich sehr damit kämpfen. Bin ich Österreicherin? Bin ich Ägypterin? Meine Verwandten sehen mich so, meine Freunde sehen mich so, die Behörden sehen mich so“ (S 2012: 2).

„Ich bin jetzt nicht der Typ, bei dem ins Gesicht schaut und sagt, okay, der ist sicher kein Moslem. Ich bin eher der Typ, dem man ins Gesicht schaut und sich denkt, eigentlich glaube ich schon, dass der Moslem ist. Ich habe ein sehr arabisches Aussehen, sehr nordafrikanisches Aussehen, denke ich mal“ (E 2012: 3).

Es könnten auch Vorurteile sein, denen Sch. in der Öffentlichkeit begegnete.

„Ja das passiert schon , dass z.B. mit dem Kopftuch halt, dass die Leute sich denken, sie kann kein Deutsch z.B oder sie ist unterdrückt oder keine Ahnung, diese Vorurteile- das ist halt manchmal ärgerlich“ (Sch 2012: ½).

Durch diese Fremdzuschreibungen und Vorurteile konnte ein Gefühl des Fremdseins, des Nicht-Zugehörig-Seins bei den Befragten entstehen:

„Wenn ich in (...) Kairo bin, ich fühl mich , ich bin anders, ich denke anders(...). Und wenn ich da bin (in Wien), denk ich mir auch, oder die Leute denken, sie ist anders. (...) Dort fühl ich mich manchmal als Ausländerin, hier auch ja“ (Sch 2012: 1).

Dem entsprechend fühlte sich E. dann auch in der Gruppe der „Zweite Generation MigrantInnen“ in Wien am wohlsten und beschrieb seine Zugehörigkeit zu Österreich in der „Sparte Ausländer“(E 2012: 2). Neben den Fremdzuschreibungen, die MigrantInnen den Platz des „Anderen“, des „Fremden“ zuweisen, wurde auch über Diskriminierungen in Österreich geklagt, wie man bei Sch. erkennen kann:

„Hier (in Wien) ist es besser von der Lebensqualität erstens und man lebt in einem freien Land. Man kann alles tun (...) ja das passiert schon, dass z.B. mit dem Kopftuch (...) dass sie(kopftuchtragende Freundinnen) fast keine Chance auf Arbeit haben, obwohl sie hochqualifiziert sind“(Sch 2012:2).

Ihre Aussage, dass man alles machen kann in Österreich, schränkte sie gleich darauf ein und kam auf Diskriminierungen wegen des Kopftuches zu sprechen. Dies zeigte, dass Diskriminierungen für sie Bestandteil einer österreichischen Zugehörigkeit sind. K. erzählte auch von Menschen, die ihr „Du Ausländerin“ hinterher geschrien hätten. „Frech ist das“ , kommentierte sie dieses Verhalten (K 2012: 10).

Bei S. kam der Aspekt der österreichischen Politiker hinzu, denen sie mangelndes Interesse an den Bedürfnissen von Jugendlichen und MigrantInnen vorwarf:

„Gebe ich aber den Menschen das Gefühl, dass ich mich nicht für sein Leben und seine Angelegenheit interessiere, dann ist man auch passiv. Und so fühlen sich auch heutzutage die jugendlichen Österreicher und die Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Sie fühlen sich nicht ernst genommen und auch nicht beachtet von der Politik“ (S 2012: 7).

Die, ihrer Meinung nach, entgegengebrachte Ignoranz österreichischer PolitikerInnen konnte das Gefühl von gesellschaftlicher Bedeutungslosigkeit vermitteln und führte im Fall von S. zu Politikverdrossenheit. H. schilderte in diesem Zusammenhang, wie ÖsterreicherInnen ohne Migrationshintergrund darauf reagierten, wenn sie erfuhren, dass er Halb-Ägypter sei, was man, seiner Meinung nach, auf den ersten Blick nicht erkennen könnte:

„Ich habe über die Jahre die Erfahrung gemacht (...), dass die Österreicher ziemlich fremdenfeindlich und fremdenängstlich sind und sobald es rauskommt, dass ich Ägypter bin, dann merke ich sofort, wie der Blick sich ändert, das Verhalten sich ändert. Das ist für mich sehr unangenehm“ (H 2012: 4).

Zu diesem Thema hielt er auch fest, dass es für ihn unmöglich war, einen „österreichischen“ Freundeskreis aufzubauen, obwohl er dies aktiv versucht hatte (vgl. H 2012: 5). Außer den persönlichen ablehnenden Erfahrungen sprachen alle Interview-PartnerInnen von einem negativen, verzerrten Araber- und Muslimbild, das im Westen vorherrsche. Dies bestehe hauptsächlich aus dem Bild der unterdrückten muslimischen Frau (vgl. K 2012: 11, S 2012: 8), genauso wie die Gleichsetzung Araber= Moslem= Terrorist (E 2012: 10), oder islamisch beeinflusste Politik = frauenunterdrückend (vgl. Sh 2012:7). Diese Vorurteile wurden als beeinträchtigend wahrgenommen, wie die Anekdote einer gut meinenden Migrantinnen-Bildungsstelle zeigte:

„Als ich Deutsch gelernt habe bei (einer österreichischen Migrantinnen-Bildungsorganisation), sie sind immer gegen Männer gewesen und haben oft mit mir geredet “ Willst du nicht weg von deinem Mann, er unterdrückt dich sicher, dass du das Kopftuch trägst“ Ich bin hier wegen Deutsch. Ich bin sehr zufrieden mit meinem Mann und ich hab das Kopftuch getragen, bevor mein Mann gekommen ist. Ich wollte es. Es ist eine große Propaganda auf der ganzen Welt, dass die Muslime so denken und die Frauen immer unterdrückt sind. Sicher gibt's schlechte wie gute, das ist überall so“(K 2012: 11).

Die gut gemeinte Fürsprache für Frauen verletzte K., weil sie diese als Vorurteil gegenüber Muslime interpretierte. Von den Befragten wurde außerdem eine Homogenisierung von Muslimen kritisiert, mit dem Argument, dass es überall schlechte Menschen gäbe, und man deshalb nicht sagen könne, alle Angehörigen einer Religion seien schlecht (vgl. K 2012: 11). Außerdem wurde die

orientalisierende Wissensproduktion kritisiert, wobei die Aussagen von Orientalisten mit Wissenslücken über die islamische Religion von anderen Wissenschaftstreibenden einfach übernommen würden (vgl. S 2012: 8). Diese Meinung war unabhängig von einer politisch oder einer religiös geprägten Einstellung (3 von 6). Für E. war es sogar sein Grund zur Motivation für politisches Engagement in Österreich:

„Unser Ziel ist, dass wir versuchen auch in den Westen herein zuschicken, he, die Moslems sind nicht so böse, ein islamisches Regime ist gar nicht so schlecht“ (E 2012: 9).

Sch. setzte dagegen auf die Berichterstattung über die Demonstrantinnen des Arabischen Frühlings im Westen. Diese lieferte ihrer Meinung nach ein Gegenbild zum Diskurs der unterdrückten muslimischen Frau und sei als Zeichen einer liberalen Gesellschaft und Kultur zu verstehen.

„Da habe ich auch jeden Tag die Zeitung- Presse und Standard (gelesen)- da sieht man auf (dem) Titelbild eine Frau die hat z.B. gekämpft mit einem Polizist – (...) das ist gut, weil die Leute im westlichen Raum werden sehen, da sind die Frauen nicht so unterdrückt, wie sie denken. Sie können auch kämpfen, sie können auch eine große Rolle spielen.(...) - da denkt man sich, es wird sich da etwas verändern - das Image“ (Sch 2012: 6).

Sie sah die positive Berichterstattung der Medien also als Botschaft für die muslimisch- arabische Welt an.

Gesellschaftliche Ablehnung durch Zuschreibungen als das „Fremde“ und Diskriminierungen können dazu führen, dass eine gesellschaftliche Anerkennung auf die nachfolgenden Generationen projiziert wird:

„meinem Enkelsohn, dem kann dann keiner mehr dieses Ausländer... vorwerfen. Weil sein Vater und Großvater, das waren Österreicher. Also er ist dann ein richtiger Österreicher (lacht)“ (E 2012: 12).

An eine von der Allgemeinheit anerkannten österreichischen Zugehörigkeit wurde in diesem Beispiel nur als Zukunftsperspektive gedacht. Auch die Emigration spielte eine Rolle im Umgang mit subjektiven oder objektiven Ablehnungserfahrungen. So veranlasste die ausländerfeindliche

Sprachpropaganda beispielsweise Gedanken an Auswanderung, an Rückkehr in das Heimatland der Eltern:

„Sprache war ein Thema, weil er so überhaupt nicht rassistische Propaganda macht und er findet aber Anklang. Das ist immer wieder mal ein Thema zu Hause, dass sie sagen, wenn es irgendwann mal zu viel wird, bleibe ich nicht länger hier. Dann gehe ich wieder. Ich gebe mir das nicht, was sich andere Leute vor Jahren auch geben mussten. Tue ich mir nicht an. Ich habe die Chance, dass ich jederzeit ohne Probleme in den nächsten Flieger steige. Ich werde gar nicht warten bis man mich dafür bestraft- für das was ich bin“ (E 2012: 12).

Hier wird auch ein Aspekt deutlich, mit dem die zweite Generation von Einwanderern oft zu kämpfen hat. Laut E. war er damit aufgewachsen, dass seine Eltern nach Ägypten zurückgehen würden, dort waren eine Wohnung und ein Auto bereitgestellt. Erst jetzt war ihm bewusst geworden, dass er in Österreich bleiben werde. Eine imaginierte Zukunftsvorstellung blieb jedoch (vgl. E 2012: 12/13). Auch H. sprach von einem Zwang, zurückzugehen, der aber mit den politischen Protesten weniger geworden sei, da er nun wisse, dass die ÄgypterInnen seine Hilfe nicht brauchten, um ihre Situation zu verbessern. Außerdem mochte er eine neuerliche „Integration“ in eine fremde Gesellschaft vermeiden, da er dies in Österreich als schwierig erlebt hatte (vgl. H 2012: 3f). Der Umsturz in Ägypten veranlasste auch Sch. zu Spekulationen über eine Zukunft in Ägypten (vgl. Sch 2012: 3). Dieser Auswanderungsgedanke war aber kein Allgemeinplatz bei den Interview-PartnerInnen und wurde von anderen Befragten nicht erwähnt. Zwei der Befragten schilderten auch keinerlei Gefühle des „Fremd-Seins“, des „Nicht-Dazu-Gehörens“. Sie sagten, dass sie teils österreichisch seien und definierten sich selbst weniger über eine spezifische nationale oder geografische Zugehörigkeit, sondern über andere Aspekte, wie Religion oder Bildung.

Neben dem Themenkomplex der gesellschaftlichen Ablehnung, werden nun Beispiele gesellschaftlicher Anerkennung in Österreich im Zuge des Arabischen Frühlings aufgezeigt, die von den Interview-Partnern berichtet wurden.

7.2.2.3.2 Anerkennung stiftende Ereignisse

Es wurden positive Reaktionen seitens Österreicher ohne Migrationshintergrund erwähnt.

„Nachher, als ich auch mit Wienerinnen und Wiener geredet habe, habe ich so das Gefühl..., sie sagen immer, wir sind stolz auf euch, ihr habt das gut gemacht. Ich kann mich erinnern an dem Tag als wir gefeiert haben, am 11. Februar am Stephans-Platz, die Leute kommen vorbei und die begrüßen uns.(...) Das war wirklich gut, das Gefühl“ (Sch 2012: 5).

Sch. schilderte außerdem, dass sie wegen ihre Arbeit als Arabisch-Übersetzerin auf vielen Veranstaltungen über den Arabischen Frühling zugegen gewesen war und dort im Gespräche mit Menschen bemerkt hatte, dass sich etwas verändert hatte. Sie meinte, die Österreicher wären auch stolz gewesen(vgl. Sch 2012: 5). Auch betonte sie, dass Österreich den ägyptischen DemonstrantInnen geholfen hätte:

„Die österreichische Regierung haben die Verletzten von Ägypten hierher gebracht, es gab mehr als 20 , und das find ich auch toll. Österreich war eines der ersten Länder, die so was gemacht haben. Das weiß ich schon. Das ist halt auch eine Veränderung“ (Sch 2012: 5).

Über die zu versorgenden ÄgypterInnen im Spital meinte sie, dass diese sich geehrt gefühlt hätten, in Österreich behandelt zu werden, obwohl es ihnen krankheitsbedingt sehr schlecht ging. Auch in Ägypten war sie stolz auf Österreich, als die Menschen dort über diese Hilfe redeten. Eine andere Interview-Partnerin erfüllte es mit Stolz , dass die ÄgypterInnen von österreichischen Medien und PolitikerInnen als VorzeigedemonstrantInnen dargestellt wurden:

“z.B. der Präsident (...) Fischer hat gesagt, dass das ägyptische Volk einen Nobelpreis verdient. Das war dann auch in Ägypten, haben sie es irgendwo hingestellt und haben darüber geschrieben. Und das hat dann auch irgendwie einen Stolz hervorgebracht“ (Sh 2012: 2f).

Sh. brachte Medienartikel, die positiv über die politischen Ereignisse in Ägypten berichteten, auch in Verbindung mit gesellschaftlicher Anerkennung, die den ÄgypterInnen zuteil wurde:

„Und das ist dann auch ein bisschen (in einem Artikel) mit Österreich verglichen worden, weil hier auch viel Korruption usw. ist. Da ist halt gestanden, die Österreicher sollten so etwas wie am Tahrir-Platz machen. Und das war natürlich auch schön zu lesen. Ah, okay, irgendwie wird das auch anerkannt. Ja“ (Sh 2012: 3).

Allerdings wurde die Medienrezeption nicht von allen Interviewten als positiv angesehen:

„Der arabische Frühling hat die Wahrheit über die arabischen Völker den westlichen Medien aufgezwungen, ja. Die Medien versuchen mit aller Kraft, in den Nachrichten, in den Filmen, in den Serien, ein falsches Bild darzustellen. Und das ist jetzt ein Rückfall für sie“ (H. 2012: 6).

H. sah durchaus ein anderes Bild durch die Medien kolportiert, jedoch meinte er auch, dass dies kompensiert wurde durch eine Berichterstattung, die wieder das alte Bild transportierte (vgl. H. 2012: 6). Damit zweifelte er die Rolle der Medien als Botschafter für ein anderes Muslim-Bild an.

7.2.2.3.3 Zusammenfassung zu gesellschaftlichen Aspekten in Österreich

In den Interviews wurden Ereignisse und Erfahrungen in Bezug auf die österreichische Gesellschaft genannt, die für die Identität der Befragten anerkennende oder ablehnende Wirkungen hatten. Die Interview-PartnerInnen verwiesen auf Situationen, in denen sie mit Fremdzuschreibungen, Vorurteilen, Diskriminierungen und Nicht-Beachtung konfrontiert wurden, welche sie als gesellschaftliche Ablehnung eingestuft. Solche Situationen waren mit verantwortlich, dass die Personen von Auswanderungsgedanken in das Ursprungsland (der Eltern) berichteten.

Als Anerkennung stiftende Ereignisse wurden im Kontext des Arabischen Frühlings bestärkende und lobende Aussagen von ÖsterreicherInnen, die Hilfsleitungen von Österreich für verletzte ägyptische DemonstrantInnen und positive Aussagen österreichischer PolitikerInnen über den Arabischen Frühling und das arabische Volk in den Medien genannt.

8 Interpretation

8.1 Identitätsprozesse bei WienerInnen mit arabischen Wurzeln

8.1.1 Zugehörigkeit oder Abgrenzung

Identitäten werden durch Zugehörigkeiten oder Abgrenzungen gebildet. Neben den verschiedenen Gruppen, zu denen sich die Befragten zugehörig fühlten, kam es auch zu Grenzziehungen, wobei die Differenz wichtiger und die ausschlaggebende Subjektposition für einen Identitätsentwurf wurde. Im Beispiel sieht man, wie unterschiedliche Nationalitäten bei der Zweite Generation – Community, die sich als die „Anderen“ begreifen, nivelliert wurden :

„Also da ist es dann eigentlich egal, welche Religion oder welche Sprache oder welches Land das ist. Sondern wir haben irgendwie alles etwas gemeinsam und zwar nämlich das wir die zweite oder dritte Generation in Österreich sind“ (E 2012: 1).

Durch die Definition über das „Anders-Sein“ werden Unterschiede innerhalb der Gruppe der „Anderen“ unwichtig, was Barth als „Othering“ beschreibt. Damit erhält die Subjektposition des „Anders-Seins“ auch eine kollektive Identifikationsfunktion. Der angesprochenen Gruppe im Zitat gibt er an anderer Stelle die Bezeichnung „Sparte Ausländer“. Hier wird deutlich, wie durch Abgrenzung Identität geschaffen wird. Durch die Abgrenzung zu den Inländern werden die Unterschiede in der eigenen Gruppe obsolet und es entsteht ein Gruppengefühl. So kommt eine negative Identifikation zustanden, indem man sich in Abgrenzung zum Anderen definiert.

8.1.2 Dominierende Subjektpositionen

Bei Identitätsprozessen entscheiden sich Subjekte durch eine Anrufung für eine Subjektposition und investieren in diese Position durch Identifikation (vgl. Hall 2004: 173f). Außerdem gibt es eine Hierarchie bei den Subjektpositionen, die der Situation entsprechend wechseln kann (vgl. Cinar et al. 2000: 155). Diese

strategische Positionierung findet innerhalb des Prozesses der gleitenden Signifikanten statt (vgl. Hall 1994: 30). Bei den einzelnen Befragten konnten einzelne dominierende Subjektpositionen festgestellt werden, die für das Selbstbild der betreffenden Person wichtiger waren als andere. So identifizierte sich S. beispielsweise sehr stark mit der kollektiven Gruppe der Muslime. Ihrer Meinung nach wurden alle Unterschiede bezüglich sozialer Schicht, Hautfarbe oder Nationalität angesichts der dominanten Subjektposition „Religion“ unwichtig (vgl. S 2012: 2). Bei E. fanden sich auch Beispiele hierfür. Er meinte, dass sich in Wien Juden und Araber sehr gut verstünden, weil sie sich so ähnlich seien und hob dies als Besonderheit hervor (vgl. E 2012:1). Dabei wurde der religiöse Unterschied unwichtig und die kulturelle Gleichheit war entscheidend. Auch fühlte er sich in der Gruppe der zweiten Generation mit Migrationshintergrund, die er als „Sparte Ausländer“ (E 2012: 2) betitelte am wohlsten. Man kann deshalb daraus schließen, dass er sich vor allem über das Anders-Sein definiert, da er von starken Fremdzuschreibungen redete, die ihm eine Zugehörigkeit als Wiener oder Österreicher verwehrten: *„Ich sehe mich selbst als Wiener. Was von der Außenwelt so nicht wirklich der Fall ist“* (E 2012: 1). - *„mein Enkelsohn, dem kann dann keiner mehr, dieses Ausländer... vorwerfen. Weil sein Vater und Großvater, das waren Österreicher. Also er ist dann ein richtiger Österreicher (lacht)“* (E 2012: 12). So wird bei ihm das Fremdsein zu einer dominanten Subjektposition.

8.1.3 Mehrfache kulturelle Zugehörigkeit

Bei S. stellte Bildung und Sprache eine wichtige Subjektposition dar, die es ihr erlaubte, sich als Teil der österreichischen Gesellschaft wahrzunehmen, ohne dabei auf ihre arabischen Wurzeln zu verzichten.

„ Wenn ich mich vorstelle sage ich schon, dass ich ursprünglich Ägypterin bin. Ja. Und ich sehe mich aber nicht nur als Ägypterin, sondern eigentlich auch als Österreicherin, weil ich ja doch auch hier aufgewachsen bin. Sprachlich z.B.“ (Sh 2012: 1).

Sie sprach nämlich in ihrem Freundeskreis und mit Geschwistern hauptsächlich deutsch.

Sie gab als einzige der Befragten die Gruppe der Studierenden und Absolventen an, als ich sie nach ihrer Gruppenzugehörigkeit befragte (vgl. Sh 2012: 1). Da Bildung einen hohen Stellenwert in der österreichischen Gesellschaft hat, ist diese Subjektposition auch gesellschaftlich anerkannt. Dadurch kann eine mehrfache kulturelle Zugehörigkeit entstehen, da die Person eine Wertschätzung erfährt. Sie sprach mehr als die anderen von einer kulturellen Mischung in ihrem Leben, die einerseits arabische Filme und Musik, andererseits die deutsche Sprache und die österreichische Lebensrealität ausmachten:

„aber kulturell muss ich sagen bin ich, naja, es ist halt wirklich gemischt. Es ist halt einfach gemischt. z.B. ich könnte nicht sagen, ich bin nur Ägypterin oder nur Araberin, sondern es ist auch eine Mischung fast“ (Sh 2012: 2).

S. trug kein Kopftuch, und zeigte damit nach außen auch nicht das Zeichen für das „Anders-Sein“.

Bei E. allerdings gab es keine Mischung, denn die Fremdzuschreibungen verhinderten dies:

„Entweder man lebt sich ganz in das eine ein oder ganz in das alte ein, aber so eine Mischkultur, wie man es z.B. aus den USA kennt oder so, gibt es nicht in Österreich, habe ich das Gefühl. /ja?/ Also nicht wirklich, dass man jetzt sagt, so viele Nationen in einem Land, das ist nicht so der Fall, meiner Meinung nach halt.

I: Und warum meinst du das?

E: Weil man sich immer entscheiden muss in Österreich. (schmunzelt)

I: Und warum?

E: Weil wie schon gesagt, man wird entweder von der einen Seite akzeptiert oder von der anderen Seite akzeptiert, aber nie von beiden Seiten akzeptiert“ (E 2012: 2).

Er konnte sich nicht als österreichisch-ägyptisch sehen, da dies für ihn ein Widerspruch an sich war und er sich nicht anerkannt fühlte. E. projizierte diese fehlende gesellschaftliche Anerkennung auf die nachfolgenden Generationen, die dann, seiner Meinung nach, auch von außen als Österreicher anerkannt sein würden. Erst bei seinem Enkelsohn hielt er eine Bindestrich-Identität (österreichisch-ägyptisch) und damit eine kulturell doppelte identitätsbezogene Referenz für möglich (vgl. E 2012: 12). Mecheril hat in diesem Zusammenhang drei Typen definiert, wie Menschen mit Migrationshintergrund mit mehrfachen kulturellen Zugehörigkeiten umgehen. Neben einem Typ, für den dies schier

unmöglich ist und der sich zwischen den zwei Zugehörigkeiten entscheidet, gibt es einen anderen, der durch diese doppelte Zugehörigkeit ein Orientierungsproblem hat. Daneben gibt es einen dritten Idealtyp, der die mehrfache Zugehörigkeit als selbstverständlich, ambivalent und nach beiden Seiten als stabile Realität sieht. Mecheril geht davon aus, dass um die Idealposition einzunehmen, gesellschaftliche Anerkennung nötig ist (vgl. Mecheril 1997: 311f). In meinem Beispiel würde ich Sh. dem Idealtyp zuordnen und E. eher den anderen Typen. Meine Erweiterung von Mecherils Annahme ist nun, dass eine mehrfache kulturelle Zugehörigkeit dann kein Problem ist, wenn die dominierende Subjektposition von der Gesellschaft anerkannt wird, wie Bildung in Sh. Fall. Die gesellschaftliche Anerkennung einer dominierenden Subjektposition ist eventuell eine Voraussetzung, um eine gefestigte mehrfache kulturelle Zugehörigkeit ohne Orientierungslosigkeit zu erreichen.

8.1.4 Gesellschaftliche Ablehnung & Subjektpositionen

Eine identitätsbezogene Positionierung in der Gesellschaft wird sowohl durch Zuschreibungen von außen als auch durch eine strategische Position der Person erreicht. Es wird dadurch auch eine Beziehung zur Gesellschaft hergestellt, denn Zuschreibungen und die Stellung von Subjektpositionen in der Gesellschaft schaffen eine Qualität von Ablehnung oder Anerkennung. Schiffauer nennt dies den Anerkennungskampf von MigrantInnen in der Mehrheitsgesellschaft (vgl. Schiffauer 2000: 300). Alle Befragten kritisierten nämlich ein orientalisierendes Bild, mit dem MuslimInnen und AraberInnen belegt seien und mit dem viele Fremdzuschreibungen verbunden wären. Diese Konnotationen zeigen sich bei der „unterdrücken Muslima“ (K 2012: 11) und dem „Araber = Moslem = Terrorist“ (E 2012: 10). Rund um Menschen mit nordafrikanischem Migrationshintergrund beginnen diese Bilder des Repräsentationsregimes zu wirken und konstruieren sie als die „Anderen“, wie es schon seit dem Kolonisierungsdiskurs geschieht (vgl. Said 1981: 8-13). Die orientalisierenden Bilder wurden von allen Befragten wahrgenommen und als unangenehm empfunden und führten zum Erleiden von Beschimpfungen und Diskriminierungen, z.B. am Arbeitsmarkt (vgl. Sch 2012: 2). Das Tragen eines Kopftuches ist z.B. mit einer gesellschaftlichen Ablehnung in

Form von Vorurteilen und Diskriminierungen verbunden (vgl. Sch 2012: 2, K 2012: 11). So schränkte Sch. nach einer langen Erklärung, dass sie sich als Wienerin mit ägyptischen Wurzeln fühle, ihr Zugehörigkeitsgefühl zu Wien wieder ein, indem sie sich über die Vorurteile bezüglich ihres Kopftuchs beschwerte (vgl. Sch 2012: 1f). Man kann also davon ausgehen, dass Kopftuchträgerinnen in Österreich auf gesellschaftliche Ablehnung stoßen und als die „Anderen“ gesehen werden. Diese Diskurse um das „Anders-Seins“ prägen das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft. Bei solch einer vorurteilsbehafteten Repräsentation werden Bedeutungen begrenzt und geschlossen, die eigentlich im Fluss sind (vgl. Al-Ali 2000: 33). Um nun eine Balance zwischen den gesellschaftlichen Fixierungen und dem unverwechselbaren Selbst zu finden, gilt es, den eigenen Lebenslauf mit einem positiven Selbstwert zu belegen (vgl. Kaelble et al. 2002: 15). Dies kann u.a. über eine strategische dominante Subjektposition wie z.B. Religion oder Bildung geschehen, die den Menschen Selbstbewusstsein vermittelt (vgl. Pratt Ewing 2004: 137), kann aber auch bedeuten, dass sie sich nur über das Anders-Sein definieren, wenn „Gleichsein“ nicht möglich ist (vgl. Tietze 2001: 200).

Die Befragten hatten unterschiedliche dominierende Subjektpositionen wie Bildung, Religion oder „Anders-Sein“, um einen positiven Selbstwert angesichts der vorurteilsbehafteten Repräsentation zu erlangen und definierten sich sowohl über Zugehörigkeiten als auch über ein abgrenzendes Anders-Sein. Außerdem konnte ein Zusammenhang zwischen der Anerkennung der dominierenden Subjektposition und der Selbstbeschreibung über Zugehörigkeiten und weniger über Abgrenzungen festgestellt werden, was auch für eine doppelte kulturelle Zugehörigkeit gilt.

8.2 Arabischer Frühling und gesellschaftliche Repräsentation

Durch den Arabischen Frühling war es bei den Befragten zu Identitätsprozessen gekommen, die sich auf der Ebene der Nationalität und des politischen Selbstverständnisses vollzogen und Auswirkungen auf die gesellschaftliche Repräsentation von AraberInnen und MuslimInnen hatte.

8.2.1 Anrufung

Mehrere Befragte sprachen im Kontext des Arabischen Frühlings von einem Gefühl des Stolzes (vgl. E 2012: 6; Sch 2012: 5, Sh 2012: 2/3) oder Zufriedenheit (vgl. K 2012: 5). Es wurde deutlich, wie solche politischen Ereignisse eine ideologische Anrufungskraft auf die Betroffenen ausübten und sie aufforderten, sich zu positionieren (vgl. Hall 1998: 8f). Bei meinen Interviews war dies hauptsächlich auf der Ebene der Nationalität und der Politik zu sehen. Bei den Befragten war eine starke politische Begeisterung nach einer jahrelangen Phase der Resignation zu erkennen. Diese starken Gefühle sprechen für eine hohe Anrufungskraft einer Revolution. Bei K. wird dies besonders deutlich, denn sie sprach von „Kampf, Gewinnen, Verteidigen“, alles Ausdrücke eines emotional aufgeladenen Kampfes, der für die hohe Anrufungskraft der Revolution spricht.

8.2.2 Zum politischen Selbstverständnis

Das Interesse an politischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen ist bei den befragten WienerInnen mit arabischen Wurzeln durch den Arabischen Frühling stark gestiegen. Politisch oder sozial engagiert zu agieren, wurde durch den Arabischen Frühling oft zu einer Selbstverständlichkeit. Man kann also davon sprechen, dass die Befragten politisiert wurden und auch politisch vernetzter sind. Der Fokus hierbei richtet sich aber mehr auf nordafrikanische Länder und mit einer Ausnahme nicht so sehr auf österreichische Politik. Die Befragten verzichteten öfter auf das Attribut, politisch zu sein, sondern sprachen eher von sozialem Engagement. Diese Diskrepanz erklärt sich, meiner Meinung nach, aus der Dreiteilung von Politik in Politics, Policy und Polity. Während Polity die formale Dimension von Politik darstellt, die sich auf Strukturen und Rechtsnormen bezieht, ist mit Politics die prozessuale Ebene gemeint, bei der es um Willensbildungs- und Entscheidungsprozesse geht. Daneben existiert die inhaltliche Dimension der Policy, die sich mit den Interessen sozialer Akteure beschäftigt und „auf Problemlösung und auf die Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse abzielt“ (Krammer 2008b: 11f). Meiner Meinung nach bewegte die Befragten vor allem die Ebene von Policy. Da sie aber wahrscheinlich mit Politik Politics und Polity, also z.B. Parteipolitik, Wahlen, Gesetzgebungsprozesse

verbanden, kam bei ihnen der Eindruck zustande, nicht politisch zu sein, obwohl sie sich mit gesellschaftlichen Verhältnissen auseinander setzten und ihre Interessen vertraten, was laut der Dreiteilung von Politik per Definition politisch ist. Deshalb meine ich, durchaus von einem gestärkten politischen Selbstverständnis sprechen zu können. Der Zusammenhang zwischen einem gestärkten politischen Selbstverständnis und der Gesellschaft läuft nun über die Kompetenzen, die sich ein Individuum aneignet, um im Kollektiv zu handeln. Im vorliegenden Fall sind dies politische Kompetenzen, die unter anderem durch politische Bildung gestärkt werden können. Im konkreten Fall wurde untersucht, inwieweit ein politisches Ereignis in der Ferne als Katalysator für Kompetenzerwerb wirken kann.

8.2.3 Politische Kompetenzen

Bei den meisten Befragten wurden politische Kompetenzen gestärkt (5 von 6). Dabei fand ich viele Beispiele, die zeigen, dass vor allem Handlungs- und Methodenkompetenz aufgebaut wurde. Diese beiden Kompetenzen sind das Handwerkszeug für politisches Aktivsein. Attribute politischer Handlungskompetenz sind u.a. folgende:

Meinungen artikulieren, Kompromisse akzeptieren, Formen von Mitbestimmung nutzen, Medien nutzen um Meinungen zu verbreiten, sich an politischen Prozessen beteiligen, bewusst über die Teilnahmen an politischen Willensbildungsprozessen entscheiden (vgl. Krammer 2008a: 7).

Fünf Interview-PartnerInnen konnten demzufolge ihre Handlungskompetenz stärken, indem sie beispielsweise über politische Themen in Facebook und mit der ägyptischen oder tunesischen Community in Österreich diskutierten und sich vernetzten, sich gezielter über Politik in Nordafrika informierten und grundsätzlich mehr Interesse an politischen Zusammenhängen hatten. Medien wurden von den Interview-PartnerInnen auch gezielt benutzt, um Meinungen zu verbreiten, Wahlkampf und Überzeugungsarbeit zu leisten. Auch wurde zu diesem Zweck von einem Befragten eine Podiumsdiskussion veranstaltet, andere nahmen an Demonstrationen teil oder gingen wählen, um ihre Interessen zu vertreten. Man kann erkennen, dass diesen Aktivitäten ein politischer Willensbildungsprozess

vorangegangen war und sehr bewusst für die Teilnahme an politischen Prozessen entschieden wurde. Mehrfach wurden auch klare politische Ziele geäußert, wie ein liberales Parlament in Ägypten (vgl. E 2012: 17), freie Religionsausübung, freie Meinungsäußerung und Befriedigung der Grundbedürfnisse, keine Repression in Tunesien (vgl. K 2012 8/11), keine Instrumentalisierung des Islams durch politische Kräfte (vgl. Sh 2012: 7), keine Diskriminierung wegen des Tragens des Kopftuches am österreichischen Arbeitsmarkt (vgl. Sch 2012: 2) und eine Änderung des negativen Bildes der Muslime. Diese dezidierten Vorstellungen deuten auf eine eingehende Beschäftigung mit politischen Themen und eigenen Interessen hin. Auch eine Vernetzung in den verschiedensten beschriebenen Organisationen ist Ausdruck politischer Handlungskompetenz, da durch die gemeinsame Organisation die geteilten Interessen vertreten werden können und die Möglichkeit gegeben wird, aktiv in der Öffentlichkeit aufzutreten. Hervorzuheben ist, dass diese Kompetenzen tatsächlich erst nach dem Arabischen Frühling erlangt wurden, vorherige politische Kompetenzen wurden nicht berücksichtigt. Methodenkompetenz zeichnet sich dagegen durch folgende Fähigkeiten und Fertigkeiten aus: die Themenlenkung durch Politik und Medien erkennen, Absichten und Interessen dahinter wahrnehmen, Kommunikationsstrategien nachgehen, Bewusstheit über die Möglichkeit Daten verschieden verwenden zu können, für die Durchsetzung politischer Interessen nachvollziehbar argumentieren können, Studien durchzuführen und Inhalte medial präsentieren zu können (vgl. Krammer 2008a: 8).

Da verstärkt Medien konsumiert wurden, wiesen die meisten Befragten darauf hin, dass es große Unterschiede zwischen den verschiedenen Fernsehsendern gäbe, je nachdem, welches Ziel diese Medien verfolgen und auf welcher politischen Seite sie stehen. Dadurch wurden Kommunikationsstrategien der Regime aufgedeckt und alternative Informationsquellen wie Facebook und Twitter genutzt. Durch den Vergleich von vielfältigen Medien in Österreich, in Ägypten oder Tunesien, arabische Sender wie Al-Jazeera oder das Staatsfernsehen, konnte Medienkompetenz aufgebaut werden: : *„Ich habe Vergleiche gezogen zwischen dem ägyptischen Sender, der eben das voll verzehrt dargestellt hat und dann auch Al-Jazeera“* (Sh 2012: 3). Zum Teil konnte auch eine aktive Methodenkompetenz

erlangt werden, indem Inhalte medial aufbereitet und im Internet verbreitet wurden und alternative Informationskanäle aufgebaut wurden. Zum Teil konnte auch eine Stärkung der Urteilskompetenz festgestellt werden, die sich vor allem darauf begründete, dass im Internet Foren für offenen Meinungs Austausch und politische Diskussionen ausgenutzt wurden. E. folgte z.B. in Facebook nicht nur Gruppen, die die Revolution in Ägypten unterstützten, sondern auch deren GegnerInnen. Er tat dies, um sich ein differenziertes Bild der Situation zu verschaffen und um sich erst ein Urteil zu bilden, nachdem er alle Standpunkte vernommen hatte: *„Es ist ja interessant zu wissen, was die andere Seite denkt, weil viele Meinungen habe ich mir erst dann gebildet, wenn ich eine andere Meinung gehört habe, die dagegen ist“*(E 2012: 11).

Hier kann man gut erkennen, dass Facebook zur Meinungsbildung genutzt wurde. Inwieweit aber Urteile hinterfragt und untersucht wurden, konnte in dieser Untersuchung nicht genau festgestellt werden. Damit kann kein Urteil über alle Aspekte der Urteilskompetenz abgegeben werden, wie Urteile untersuchen, Vorurteile von rational begründbaren Urteilen unterscheiden können, Standpunkte wahrnehmen und nachvollziehen können, Interessensgebundenheit von Urteilen erkennen (vgl. Krammer 2008a: 6). Auch bei der Sachkompetenz (Unterscheidung Alltagssprache - Fachsprache, Kategorien & Konzepte, historische Prägung von Fachtermini (vgl. Krammer 2008a: 9) konnte nicht untersucht werden, ob die angewendeten politischen Kategorien und Konzepte erst seit dem Arabischen Frühling angewendet wurden oder, ob dieses Vermögen schon vorher vorhanden war. Deshalb kann auch hier keine Aussage getroffen werden. Da sich die Befragten mehr mit Politik beschäftigten, liegt es nahe, dass auch Sach- und Urteilskompetenz gestärkt wurden, da viel über Politik diskutiert wurde und ein Austausch von Meinungen und Erklärungskonzepten stattfand. Aber diese Nachprüfung ist nicht Gegenstand meiner Arbeit.

8.2.4 Nationalität

Wegen des Arabischen Frühlings war es bei manchen Befragten zu einer Veränderung der dominanten Subjektposition gekommen. Dies ist im Zuge von Hall's gleitenden Signifikanten zu sehen, durch das sich

Bedeutungszuschreibungen in einem Identitätsprozess verändern können. E. fühlte sich seit den politischen Ereignissen mehr zur ägyptischen Community in Wien hingezogen, die durch ein Netzwerk im Internet starken Kontakt pflegte. Dadurch wurde bei ihm Nationalität wichtiger, denn vorher meinte er, bei der bevorzugten „Ausländergruppe“ wäre diese egal (vgl. E 2012: 13). Außerdem war bei K. auch die tunesischen Community in Österreich und Europa wichtiger geworden (vgl. K 2012: 6). Neben der ägyptischen oder tunesischen Nationalität war aber auch die österreichische Nationalität angerufen worden, wie bei Sch., die die Rolle Österreichs bei der Behandlung der verletzten ägyptischen DemonstrantInnen hervorhob und es sie stolz machte, dass Österreich die Revolution in Ägypten unterstützte (vgl. Sch 2012: 5). Ein nationales Kollektiv ist nach Anderson eine vorgestellte politische Gemeinschaft (vgl. Anderson 1991: 6). Um sich zugehörig zu fühlen, braucht man also ein Gemeinschaftsgefühl, auch wenn es nur in der Vorstellung existiert. Durch die verschiedenen Netzwerke und Organisationen, die oft national ausgerichtet waren, in denen meine Interview-PartnerInnen tätig waren, kann man davon ausgehen, dass diese auch ein spezifisches Gemeinschaftsgefühl mit sich brachten. Durch die Anrufung einer ideologischen Macht, also der demonstrierenden Massen in Nordafrika, wurden die MigrantInnen in Wien aufgefordert eine Position einzunehmen. Wenn MigrantInnen in Wien sich nun positioniert haben und z.B. politischen Umbrüche in Ägypten als Revolution ansehen und stolz auf die Vorgänge dort sind, identifizieren sie sich mit dem ägyptischen Kollektiv der DemonstrantInnen und damit mit einer ägyptischen Nationalität. Auch die Hilfe Österreichs stellte eine andere Möglichkeit sich zu identifizieren dar und so konnte sich Sch. durch die österreichische Hilfe bei den Demonstrationen mehr mit Österreich identifizieren. Dadurch wird deutlich, dass sich Subjektpositionen durch den Arabischen Frühling verschoben haben und nationale und politische Kategorien wichtiger geworden sind.

8.2.5 Transnationales politisches Netzwerk als Positionierung

Auch bei K. hat sich durch den Arabischen Frühling viel verändert. Für sie ist Politik zum wesentlichen Lebensinhalt geworden und sie hat einen eigenen Weg

gefunden, sich zu positionieren und einen Platz zum Sprechen zu finden. Bei ihr ist ein transnationales politisches Netzwerk ihre Positionierung, von der aus sie spricht. Dies muss man im Zusammenhang ihrer Selbstbeschreibung als Auslandstunesierin sehen, die weder im eigenen Land einen festen Platz hat („*Ich bin weit weg (von Tunesien), ich helfe nur (bei der Revolution)*“ (K 2012: 3), noch im Aufnahmeland zugehörig ist („*hier draußen im Ausland (in Österreich)*“ (K 2012: 6). So hat sie einen Zwischenort gewählt, von dem sie in beide Richtungen agieren kann und der ihr ein Zugehörigkeitsgefühl verschafft. Dies wird in folgender Passage deutlich: K. erzählte gerade, dass sie auch in Tunesien an mehreren Demonstrationen teilgenommen und Wahlkampf betrieben hatte, schloss aber gleich an „*aber meine richtige Arbeit war bei Facebook im Internet*“ (K 2012: 9). Hier wird deutlich, wie stark sie sich mit ihrer politischen Arbeit im Internet identifiziert, denn diese hat für sie viel mehr Bedeutung, als in Tunesien auf eine Demonstration zu gehen.

8.2.6 Ereignisse gesellschaftlicher Anerkennung

Wegen des Arabischen Frühlings kam es zu einigen Ereignissen in Österreich, die für die Befragten eine gesellschaftliche Anerkennung beinhalteten. Die positive Berichterstattung über die arabischen Länder und Völker veranlassten Österreicher ohne Migrationshintergrund sich lobend und ermunternd zu äußern, sie hießen die Ereignisse gut (vgl. Sch 2012: 5). Auch österreichische Politiker versahen das ägyptische Volk mit einer positiven Konnotation (vgl. Sh 2012: 2f). Im alltäglichen Umgang änderte sich dagegen eher wenig. Die Demonstrantinnen in Nordafrika spielten dabei eine große Rolle, da sie - wie von mehreren Befragten bestätigt - stark in der Medienberichterstattung präsent waren und das Bild einer liberalen Gesellschaft kolportierten, in der es normal ist, dass emanzipierte Frauen im öffentliche Raum ihren Platz einnehmen (vgl. S 2012: 6). Dies nahmen die Befragten so wahr und verbanden damit die Hoffnung, dass sich das Image der muslimischen Araber im Westen ändern werde (vgl. Sch 2012: 6). Somit konnte die Subjektposition „Arabisch sein“ in manchen Fällen mehr gesellschaftliche Anerkennung erlangen.

Ich konnte bei den Befragten sehr unterschiedliche dominierende Subjektpositionen und deren Wechselwirkung mit gesellschaftlicher Anerkennung feststellen, die für die Identität der Personen eine wichtige Rolle spielten. Durch den Arabischen Frühling sind in manchen Fällen Politik und Nationalitäten wichtiger geworden, allerdings gilt das nicht für alle Befragten und kann somit nicht verallgemeinert werden. In einigen Fällen ist es auch zu mehr gesellschaftlicher Anerkennung von Muslimen und Arabern gekommen.

8.2.7 Auswirkungen auf das gesellschaftliche Repräsentationsregime

Die Befragten konnten durch ihre Aktivitäten politische Kompetenzen stärken. Dies stellt eine Voraussetzung für politisches Handeln dar und ermöglicht, in der österreichischen Öffentlichkeit einen Platz einzunehmen und in die Repräsentation einzutreten. Die Diskurse des „Anders-Seins“ bilden das Repräsentationsregime, das das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft prägt. Es entscheidet, was gesellschaftlich als „normal“ und was als „abweichend“ angesehen wird (vgl. Hall 1994: 30/9). Charakteristisch dafür ist eine ungleiche Machtverteilung, die MigrantInnen angesichts der vielen „Ausländerdiskurse“ machtlos werden lässt. So werden Abweichungen und damit Minderheiten an den Rand der Gesellschaft ohne Partizipationsmöglichkeiten und ohne die Möglichkeit, ihre Stimmen zu hören, verbannt (vgl. Eikelpasch/ Rademacher 2004: 12). Es ist nun als Eintritt in gesellschaftliche Repräsentation zu sehen, wenn VertreterInnen dieser Randgruppen sich Kompetenzen aneignen, die es ihnen erlauben, in der Öffentlichkeit sichtbar zu werden und damit einen Anerkennungskampf zu führen (vgl. Schiffauer 2000: 300). Dadurch bilden sie eine Gegenöffentlichkeit im Repräsentationsregime, weil sie sich einen Raum schaffen, um politische Diskussionen zu ermöglichen und ihre Meinungen nach außen, mithilfe der Medien, vertreten zu können. Die Aktivitäten des Netzwerkes „Jugend für Ägypten“ wurden beispielsweise medial rezipiert (vgl. Müller- Funk 2012; Bad Ausseer Regionalfernsehen). Auch die Podiumsdiskussion von E. stieß im Vorfeld auf Medieninteresse. Das erklärte Ziel ist gegen das orientalisierende Bild von MuslimInnen und AraberInnen in Österreich anzugehen: *„Wir versuchen auch in den Westen herein zuschicken, he, die Moslems sind nicht so böse, ein islamisches*

Regime ist gar nicht so schlecht“ (E 2012: 9). Dadurch wird E. Teil der Repräsentation und schafft eine Gegenöffentlichkeit, die gegen den allgemeinen Diskurs steht. Diese öffentliche Präsenz bedeutet, dass die VertreterInnen von Randgruppen selbst reden können und nicht nur die anderen hören, die über sie reden. Sie vertreten sich selbst und bekommen dadurch eine machtvollere Position im Repräsentationsregime. Sie haben sich dadurch in einem Raum wiedergefunden, in dem sie gehört werden (vgl. Castro Varela/Dhawan 2003: 279). Dies ist zum Einen auf ein erhöhtes Medieninteresse und größere Medien-Sensibilität zurückzuführen, zum Anderen haben sich die Betroffenen selbst Räume für Austausch, Möglichkeiten der Vernetzung und vielfältigen Aufbau ihrer Kompetenzen geschaffen.

8.3 Ergebnis

Abschließend lässt sich festhalten, dass der Arabische Frühling im Sinne Althusser einen Anrufungseffekt auf die befragten WienerInnen hatte und es dadurch zu neuen Identitätsprozessen kam. Sie fühlten sich durch die politischen Ereignisse angerufen, wobei sich dies besonders auf nationale Zugehörigkeiten und auf das politische Selbstverständnis bezog. Diese Subjektpositionen wurden für die Befragten oft wichtiger. Grundsätzlich betonten manche beim Beschreiben ihrer Identitätsprozesse ihre Zugehörigkeiten, andere wiederum ihr „Anders-Sein“. In Fällen, bei denen Subjektpositionen vorkamen, die öfter bei einer Person dominierten und gesellschaftlich anerkannt waren, konnten sich die Befragten leichter über Zugehörigkeiten als über Abgrenzung definieren. Bei einer Befragten, die sich mehr über Zugehörigkeiten definierte und über eine gesellschaftlich anerkannte dominierende Subjektposition verfügte, konnte festgestellt werden, dass für sie eine mehrfache kulturelle Zugehörigkeit selbstverständlich und stabil war, um Mecherils Typologie zu bemühen. Somit besteht ein Zusammenhang zwischen Identitätsprozessen und gesellschaftlicher Anerkennung.

Durch den Arabischen Frühling wurden sowohl die nationale Zugehörigkeit zum Herkunftsland und zur Auslandscommunity in Österreich verstärkt, als auch in einigen Fällen die Identifikation mit Österreich. Außerdem wurden politisches

Interesse und Engagement vergrößert, sowie politische Kompetenzen verstärkt. Politischer Austausch und Aktivitäten sowie Vernetzung sind für viele selbstverständlich geworden. Es kam im Zuge des Arabischen Frühlings für manche Befragte in Österreich zu Ereignissen, die gesellschaftliche Anerkennung stifteten. Dadurch erfuhren Subjektpositionen wie „Araber“ oder „ägyptisch“ in manchen Fällen mehr gesellschaftliche Anerkennung, was als positiv für eine mehrfache kulturelle Zugehörigkeit interpretiert werden kann. Innerhalb des Repräsentationsregimes suchten sich manche neue Orte – auch im transnationalen Raum-, von denen aus sie sprechen konnten, da das öffentliche Sprechen von Marginalisierten normalerweise wenig Raum erhält (Spivak). K. eröffnete sich einen neuen Ort zum Sprechen im Internet, in einem tunesischen, transnationalen, politischen Netzwerk - E. arbeitete in einer Gruppe mit, die durch die Organisation einer Podiumsdiskussion in die Repräsentation von AraberInnen und Muslime aktiv eintrat und auf mediale Aufmerksamkeit stieß. Auffallend war, dass besonders die Personen Orte zum Sprechen suchten, die sich mehr über Abgrenzung und „Anders-Sein“ definierten. Manche waren nun selbst in die Repräsentation eingetreten und hatten die Möglichkeit erlangt, selbst zu sprechen, sei es in der österreichischen Öffentlichkeit oder in der tunesischen. Durch eine stärkere Vernetzung, einem regeren politischen Austausch und größeren politischen Kompetenzen wurde die gesellschaftliche Position einer marginalisierten Minderheit in Folge des Arabischen Frühlings gestärkt. Diese Minderheit ist in der Öffentlichkeit durch neue Organisationen, Veranstaltungen und Demonstrationen in einer Weise sichtbar geworden, die den hegemonialen Diskursen um Viktimisierung, Xenophobie und Exotismus etwas entgegenzusetzen hat. Dadurch konnte eine Randgruppe mehr Macht innerhalb des Repräsentationsregimes erlangen.

9 Schlussbetrachtung

Die politischen Großereignisse des Arabischen Frühling übten eine große Anziehung auf die befragten jungen WienerInnen aus. Sie führten zu einer intensiven Beschäftigung mit der Politik des Landes und sprachen den Nationalstolz der Mitglieder des betreffenden Landes an. In Wien kam es zu einer erweiterten Vernetzung der jungen Migrationsgeneration, die verstärkt politischen Tätigkeiten nachging. Politik wurde so zum selbstverständlichen Teil des Alltages und politische Kompetenzen konnten verstärkt werden. (Kap. 8.2)

Meiner Untersuchung zufolge begünstigt eine gesellschaftlichen Anerkennung der dominierenden Subjektpositionen, d.h. der momentan wichtigsten Differenzkategorien wie beispielsweise Alter, Geschlecht oder Nationalität (im untersuchten Fall Bildung), die Selbstdefinition über Zugehörigkeit statt Abgrenzung. Wenn diese Anerkennung gegeben war, kam es auch zu einer stabilen Zugehörigkeit zu mehreren Kulturen ohne Orientierungsprobleme (Kap. 8.1).

Einen Beitrag zur gesellschaftlichen Anerkennung der Subjektposition „ägyptisch“/ „tunesisch“ oder „arabisch“ leisteten im Zuge des Arabischen Frühlings bei einigen Befragten Ereignisse in Österreich, die als anerkennend empfunden wurden. (Kap. 8.2.6)

Die befragten Personen konnten mitunter machtvollere Position im Repräsentationsregime erlangen, da sie Gegendiskurse entfachten und neue Orte zum Sprechen fanden. (Kap.8.2.5/ 8.2.7)

Diese Ergebnisse sind natürlich nicht verallgemeinerbar, da nur mit einer kleinen Gruppe geforscht wurde. Allerdings wurde gezeigt, welche Wirkung ein politisches Ereignis im Herkunftsland von MigrantInnen auf deren gesellschaftliche Repräsentation im Aufnahmeland haben kann. Außerdem wurde ein positiver Zusammenhang zwischen der gesellschaftlichen Anerkennung dominierender Subjektpositionen und einer Selbstdefinition anhand von Zugehörigkeiten erkannt, der auch eine positiv erlebte mehrfache kulturelle Zugehörigkeit begünstigt. Dieser Zusammenhang ist als Modell für gesellschaftliche Anerkennung und Identitätsprozessen von Menschen mit Migrationshintergrund zu sehen und als

Hypothese zu begreifen, die durch genauere Studien eingehender überprüft werden sollte. Es lässt sich hoffen, dass die machtvollere Position im Repräsentationsregime genutzt wird, um die Interessen von MigrantInnen und deren Nachkommen in der österreichischen Öffentlichkeit besser zu vertreten und durchzusetzen.

10 Bibliographie

Al -Ali, Nadjie (2000): Secularism, Gender and the State in the Middle East. The Egyptian Women's Movement. Cambridge University Press

Anderson, Benedict (1991): Imagined Communities. Reflections on the origin and spread of Nationalism. London: Verso

Appadurai, Arjun (1996); Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization. Minneapolis: University of Minnesota Press

Balibar, Etienne/ Wallerstein, Immanuel (1990): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg, Berlin: Argument Verlag

Barth Fredrik (1969): Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference. Long Grove: Waveland

Beck, Ulrich (2007): The Cosmopolitan Condition. Why Methodological Nationalism Fails. In: Theory Culture Society, 24, S. 286-289.

Ben Youssef Zayzafoon, Lamia (2005): The production of the Muslim Woman. Negotiating Text, History, and Ideology. Oxford: Lexington

Bhaba, Homi (1990): Nation and Narration. London: Routledge

Castro Varela, Maria/ Dhawan, Nikita (2003): Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik. In: Steyerl, Hito; Gutierrez Rodriguez, Encarnacion (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast

Castro Varela, Maria/ Dhawan, Nikita (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript

Cerulo, Karen (1997): Identity Construction: New Issues, New Directions. Annual Reviews

http://userpage.fu-berlin.de/~gerhards/lehrangebot_ss06/identitaet_cerulo_1997.pdf

[Zugriff 22.07.2012]

Eickelpasch, Rolf/ Rademacher, Claudia (2004): Identität. Bielefeld: transcript

Flick, Uwe (2008): Design und Prozess qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Hamburg: Rowohlt. S. 252-265

Flick, Uwe (2008): Triangulation in der qualitativen Forschung. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Hamburg: Rowohlt. S. 309- 318

Glick Schiller, Nina/ Basch Linda/ Szanton-Blanc, Christina (1995): From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration. Anthropological Quaterly. Vol.68. No. 1

<http://www.jstor.org/stable/3317464>

Zugriff 07.12.2011

Gutierrez Rodriguez, Encarnacion (2003): Repräsentation, Subalternität und postkoloniale Kritik. In: Steyerl, Hito; Gutierrez Rodriguez, Encarnacion (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast

Gürses, Hakan/Cinar, Dilek/Herzog-Punzenberger, Barbara u.a. (2000): Die notwendige Unmöglichkeit. Identitätsprozesse von jugendlichen unterschiedlicher

Herkunft in Wien. In: Berghold, Josef/Menasse, Elisabeth/ Ottomeyer, Klaus (Hg.): Trennlinien. Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen. Klagenfurt: Drava

Hall, Stuart (1994): Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg: Argument

Hall, Stuart (2004): Ideologie. Identität. Repräsentation. Augewählte Schriften 4. Hamburg: Argument Verlag

Heinze, Thomas (2001): Qualitative Sozialforschung. München/ Wien: Oldenbourg Verlag

Hopf, Christel (2008): Qualitative Interviews- ein Überblick. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Hamburg: Rowohlt. S. 349- 359

Kaelble, Hartmut et al. (Hg.) (2002): Transnationale Öffentlichkeit und Identität im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Campus

Karam, Azza (2000): Democrats without Democracy: Challenges to Women in Politics in the Arab World. In: Rai, Shirin M. (Hg.): International Perspectives on Gender and Democratisation. Houndmills, London: Macmillan

Krammer, Reinhard (2008a): Die durch politische Bildung zu erwerbenden Kompetenzen. Ein Kompetenz- Strukturmodell. Bmuk
[http://www.didactics.eu/fileadmin/pdf/Kompetenzmodell Politische Bildung.pdf](http://www.didactics.eu/fileadmin/pdf/Kompetenzmodell_Politische_Bildung.pdf)
[Zugriff 22.07.2012]

Krammer, Reinhard (2008b): Kompetenzen durch Politische Bildung. Ein Kompetenz-Strukturmodell. In: Forum Politische Bildung (Hg.): Kompetenzorientierte Politische Bildung. Informationen zur Politischen Bildung. Bd. 29, Innsbruck –Bozen-Wien.

http://www.politischebildung.com/pdfs/29_printversion.pdf [Zugriff 05.10.2012]

Krause, Ellen (2003): Einführung in die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung. Opladen: Leske und Budrich

Lachenmann, Gudrun (1995): „Methodenstreit“ in der Entwicklungssoziologie. Working Paper 241, Universität Bielefeld, FSP Entwicklungssoziologie/ Sozialanthropologie

Marchart, Oliver (2008): Cultural Studies. Konstanz: UVK

Mayring, Philipp (2008): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Hamburg: Rowohlt. S. 468-475

Mecheril, Paul (1997): Zugehörigkeitserfahrungen von Anderen Deutschen. Eine empirische Modellierung. In: Pries, Ludger (Hg.) (1997): Transnationale Migration. Soziale Welt Sonderband 12. Baden-Baden: Nomos

Meinefeld, Werner (2008): Hypothesen und Vorwissen in der qualitativen Sozialforschung. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Hamburg: Rowohlt. S. 266- 275.

Mernissi, Fatima (2000): Harem. Westliche Phantasien- östliche Wirklichkeit. Freiburg, Basel, Wien: Herder

OECD (2005): Definition und Auswahl von Schlüsselkompetenzen. <http://www.oecd.org/dataoecd/36/56/35693281.pdf> [Zugriff: 13.11.2010]

Pratt Ewing, Katherine (2004): Migration, Identity Negotiation, and Self-Experience. In: Friedman, Jonathan/ Randeria, Shalini (Hg.) Worlds on the Move. Globalization, Migration and Cultural Security. New York: I.B. Tauris

Pries, Ludger (Hg.) (1997): Transnationale Migration. Soziale Welt Sonderband 12. Baden-Baden: Nomos

Rebmann, Ralf (2012): Die Mutter der Revolution. In: Amnesty Journal. März 2012

Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung. Weinheim/ München: Juventa

Said, Edward (1981): Orientalismus. Frankfurt, Berlin, Wien: Ullstein

Said, Edward (1994): Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht. Frankfurt a. Main: Fischer

Schiffauer, Werner (2000): Gottesmänner. Türkische Islamisten in Deutschland. Eine Studie zur Herstellung religiöser Evidenz. Frankfurt a. Main: Suhrkamp

Schmidt, Christiane (2008) : Analyse von Leitfadeninterviews. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Hamburg: Rowohlt.

Sholkamy, Hania (2012): Egypt: 'Why Women are at the Heart of Egypt's Political Trials and Tribulations'. Open Democracy.
<http://www.opendemocracy.net/5050/hania-sholkamy/why-women-are-at-heart-of-egypt%E2%80%99s-political-trials-and-tribulations> [Zugriff 11.09.2012]

Soeffner, Hans – Georg (2008): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Hamburg: Rowohlt. S. 164-175

Steinke, Ines (2008): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Hamburg: Rowohlt. S. 321-331

Steyerl, Hito; Gutierrez Rodriguez, Encarnacion (Hg.) (2003): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast

Strasser, Sabine (2009): Bewegte Zugehörigkeiten. Nationale Spannungen, transnationale Praktiken und traversale Politik. Wien: Turia und Kant

Strübing, Jörg (2008): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Heidelberg: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Springer VS)

Tietze, Nikola (2001): Islamische Identitäten: Formen muslimischer Religiosität junger Männer in Deutschland und Frankreich. Hamburg: Hamburger Editionen

Witt, Harald (2001): Forschungsstrategien bei quantitativer und qualitativer Sozialforschung. Forum Qualitative Sozialforschung. Vol. 2, No.1.

<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/969>

[Zugriff 22.07.2012]

Medienartikel:

Ausseer Regionalfernsehen. Factbox.

<http://www.arf.at/wordpress/?p=49299>

[Zugriff 08.10.2012]

Müller-Funk, Lea (2012): Auf dem Tahrir-Platz von Wien. Wiener Zeitung.

http://www.wienerzeitung.at/themen_channel/wz_integration/gesellschaft/433761_Auf-dem-Tahrir-Platz-von-Wien.html [Zugriff 08.10.2012]

Harrer, Gudrun (2011): Ein Jahr später sind einige Fragen beantwortet. Der Standard, 17./18. Dezember 2011

11 Anhang

11.1 Zusammenfassung

In dieser Arbeit wurde der Zusammenhang zwischen dem Arabischen Frühling, Identitätsprozessen junger WienerInnen mit arabischem Migrationshintergrund und der gesellschaftlichen Repräsentation von AraberInnen und MuslimInnen in Österreich, die von negativen orientalisierenden Bilder bestimmt ist, untersucht. Dafür wurden neben kollektiven Zugehörigkeiten und Abgrenzungen das politische Selbstverständnis, politische Kompetenzen der jungen Menschen seit dem Arabischen Frühling 2011 sowie Ablehnung und Anerkennung stiftende gesellschaftliche Ereignisse in Österreich untersucht.

Identität wird in diesem Zusammenhang als prozesshaftes Produkt kollektiver Zugehörigkeits- und Differenzgefühle von Menschen (vgl. Kaelble 2002:15, Barth 1998: 15) verstanden und stellt die Summe verschiedener Subjektpositionen wie „Rasse“, Klasse, Geschlecht, Nation Religion, Kultur (vgl. Cinar et al. 2000: 154) dar. Die Überschneidungen und Zusammenstellung der Subjektpositionen können sich leicht verändern und unterliegen einer „situativen Hierarchie“ (Cinar et al. 2000: 155). So kann eine Identität durch dominierende Subjektpositionen charakterisiert werden.

Die durchgeführten Interviews mit sechs Personen zeigten, dass eine gesellschaftlichen Anerkennung der dominierenden Subjektpositionen die Selbstdefinition über Zugehörigkeit statt Abgrenzung begünstigt. In diesem Fall war auch eine stabile Zugehörigkeiten zu mehreren Kulturen ohne Orientierungsprobleme (vgl. Mecheril 1997: 311f) leichter möglich.

Außerdem wurde festgestellt, dass ein politisches Großereignis im Herkunftsland von MigrantInnen eine Auswirkung auf deren gesellschaftliche Repräsentation im Aufnahmeland haben kann. Dies geschah in den untersuchten Fällen dadurch, dass durch den Arabischen Frühling neben nationalen auch politische Subjektpositionen gestärkt wurden und sich politisches Engagement,

Kompetenzen und Vernetzung vergrößerten. Dies ermöglichte es den befragten Personen, ihr Sprechen in der Öffentlichkeit hörbarer zu machen (vgl. Castro Varela/ Dhawan 2003: 279) und eine machtvollere Position im Repräsentationsregime zu erlangen. Auch kam es durch den Arabischen Frühling vereinzelt zu Anerkennung stiftenden Ereignissen in Österreich.

11.2 Abstract

This thesis examines the relation between the Arab Spring, identity processes of young Viennese with an Arab migration background and the social representation of Arabs and Muslims in Austria, which is determined by negative orientalizing images. Apart from collective belonging and boundaries (cf. Kaelble 2002:15, Barth 1998: 15), I examined the political self-conception of those young people since the 2011 events in the Arab world and dismissive and approving events which they experienced in Austrian society. Hence, identity is referred to as processual product of human feelings of belonging and boundaries which is constantly changing, and consists of different subject positions like “race”, gender, nationality which are structured in a hierarchical manner (cf. Cinar et al. 2000: 154f). An identity is a sequence of differing subject positions and is characterized through dominant subject positions. The interviews conducted with six individuals show that there is a relation between the social approval of the dominant subject position and the self-definition through collective and multiple cultural belonging rather than boundaries (cf. Mecheril 1997: 311f). Additionally, an important political event in the country of origin of migrants can have effects on their social representation in the host country. In this case, this meant that national and political subject positions were intensified and political commitment, competencies and networks were amplified. This enabled the interviewed individuals to make their speech more visible in the public (cf. Castro Varela/Dhawan 2003: 279), achieving a more powerful position in the regime of representation (cf. Hall 1994: 30/9). Also, in Austria, the Arab Spring led to some approving events for the interviewed individuals.

11.3 Lebenslauf

1. Persönliche Daten

Name: Larissa Pompe
Geburtsdatum: 1. Januar 1986
Geburtsort: Altötting
Staatsbürgerschaft: deutsch
Email: larissa.pompe@googlemail.com

2. Ausbildung

2010- 2011 Lehrgang am Institut für Freizeitpädagogik, Grundkurs Jugendarbeit
2009- 2010 Auslandssemester an der Universidad Bolivariana de Venezuela in Cumana, Venezuela (Gestión Social del Desarrollo Local)
Seit 2005 Diplomstudium an der Universität Wien: Internationale Entwicklung
2005 Abitur am Gymnasium Waldkraiburg, Bayern, Deutschland

3. Berufliche Erfahrung

Seit 2011 Ludwig-Boltzmann-Institut für Menschenrechte & WUK: Trainerin für „Recht hat jede/r“ – Workshopreihe für Schulklassen
2010- 2011 Verein Grenzenlos, Wien – Trainerin für interkulturelle Bildungsworkshops an Schulen
2008 Oxfam Deutschland, Berlin - Praktikum in der Geschäftsführung: Assistenz der Geschäftsleitung (3 Monate)
2008 Erstellung und Durchführung eines Schulworkshops über Globalisierung, Neoliberalismus & Entwicklung mit Studienkolleginnen
2007 Baobab, Wien: Praktikum: Mitarbeit bei der Erstellung von Unterrichtsmaterialien über Globales Lernen in der Grundschule (2 Monate)
2007 Vorträge über Partnerschaftsarbeit in Tansania und Uganda in Gemeinde, Schulen, Jugendtreffs
2006 Teilnahme am interkulturellen Tandem -Projekt mit Asylbewerbern, Integrationshaus Wien

4. Publikation

Pompe, Larissa (2010): Venezuela - Revolution im „Dunklen“. In: Südwind Magazin Nr. 11.